

Zur Reform
des
Studiums der Theologie

Von

Professor D. Paul Feine

in Halle a. d. S.



Leipzig

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

1920

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.

Von Professor D. Dr. **Paul Feine** erschienen ferner in unserm Verlage:

- Jesus Christus und Paulus. (VIII, 311 S.) 1902. *M.* 6 —; geb. *M.* 7 —
Das gesetzesfreie Evangelium des Paulus, nach seinem Verdegang
dargestellt. (IV, 232 S.) 1899. *M.* 5 —
Bekehrung im Neuen Testament und in der Gegenwart. Vortrag,
gehalten auf der Allgem. Schlesischen Predigertkonferenz in Bres-
lau. (30 S.) 1908. *M.* — 60
In wiefern ist Jesus der Offenbarer Gottes? Dekanatsrede. (24 S.)
1906. *M.* — 50
Die Erneuerung des paulinischen Christentums durch Luther. Dekanats-
rede. (30 S.) 1903. *M.* — 50
Theologie des Neuen Testaments. 3., neu bearb. Aufl. (XV, 585 S.)
1919. *M.* 23 —; geb. *M.* 26.50

Ausführliche Anzeige auf der 4. Umschlagseite.

Zu den Preisen tritt, die Theologie ausgenommen, ein Verleger-Teuerungszuschlag von 30 %;
auf alle außerdem 20% des Sortiments. Einbandpreise freibleibend.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

- Einleitung in das Neue Testament. 2. Aufl. 1918. Leipzig, Quelle & Meyer.
Die Abfassung des Philipperbriefes in Ephesus. 1916. Gütersloh, Bertelsmann.
Evangelium, Krieg und Weltfrieden. 1915. Leipzig, Deichert.
Die Gegenwart und das Ende der Dinge. 3. Aufl. 1919. Leipzig, Deichert.
Das Leben nach dem Tode. 2. Aufl. 1919. Leipzig, Deichert.

Zur Reform

des

Studiums der Theologie

Von

Professor D. Paul Feine

in Halle a. d. S.



Leipzig

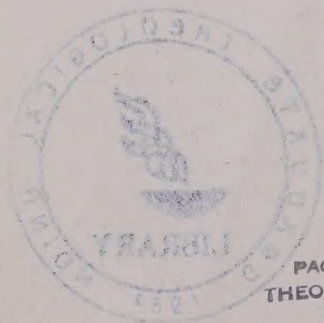
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

1920

20
 20
 44
 BV4140
 920 G31 F32

Inhalt.

	Seite
I. Die Ursachen der heutigen Reformbestrebungen	3
II. Die Vorbildung zum Studium der Theologie	7
III. Der theologische Studienbetrieb	14
1. Das Gebräufche	15
2. Die Beschränkung des historischen Lehrstoffes	22
3. Die Erweiterung der zu hörenden Vorlesungen	24
4. Ausgestaltung des Universitätsbetriebes	30
IV. Die theologischen Prüfungen	33—48



PACIFIC LUTHERAN
 THEOLOGICAL SEMINARY
 THE LIBRARY

I. Die Ursachen der heutigen Reformbestrebungen.

Fragen der Reform des theologischen Studiums sind in den beteiligten Kreisen, den theologischen Fakultäten, den Ministerien, Kirchenregierungen und Synoden, unter den Studierenden der Theologie und denen, welche als Geistliche oder Oberlehrer selbst durch dies Studium hindurchgegangen waren, längst an der Tagesordnung. Das fortgesetzte Anwachsen des wissenschaftlichen Materials und die Vertiefung, welche die einzelnen Zweige der theologischen Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten erfahren haben, erforderten gebieterisch eine Ausdehnung des Studiums über das althergebrachte Triennium. Andererseits hatten die wiederholten Reformen des Gymnasialunterrichts den Erfolg, daß die Ausbildung der Gymnasialisten in Latein und Griechisch zu wünschen übrig ließ. In steigendem Maße hatte man auf den Universitäten darüber zu klagen, daß ein großer Teil der angehenden Studierenden nicht mehr im Stande sei, eine griechische oder lateinische Quellschrift zu lesen. Ja, die Kenntnisse, welche die Studenten von den Gymnasien in den alten Sprachen mitbrachten, waren und sind oft geradezu dürftig.

Diese Lage verschärfte sich durch die Zulassung der Abiturienten der Realgymnasien zum Studium der Theologie, sowie durch die Tatsache, daß zahlreiche Absolventen von Oberrealschulen sich der Theologie zuwandten. Und zwar waren das junge Leute, denen man die Eignung zum Studium der Theologie nicht absprechen konnte. Aber wenn sie auch notdürftig Griechisch oder Griechisch und Latein sowie Hebräisch nachlernten, eine humanistische Vorbildung, wie sie das Studium der Theologie voraussetzt, hatten und bekamen sie nicht. Dazu mußten sie mehrere Semester in einer Zwittertätigkeit zubringen, da sie in den ihnen zur Insription in der theologischen Fakultät fehlenden Fächern die Berechtigung nachzuholen hatten und doch auch gleichzeitig theologische Vorlesungen hören wollten. Daß dabei kein rechtes Studium der Theologie herauskommen konnte, lag auf der Hand.

Ferner war es eine fast stehende, jedenfalls sehr oft gehörte Klage, daß die Bibelenntnis und das Bibelstudium der sich den theologischen Prüfungen unterwerfenden Kandidaten mangelhaft sei. Für das

Alte Testament kam noch hinzu die Schwierigkeit, welche die Erlernung der hebräischen Sprache mit sich brachte, und welche von einem großen Teile der Studierenden nicht in genügender Weise bewältigt wurde. Daß die theologische Schule in Bethel gegründet wurde, und daß sie zur Blüte gelangte, hatte in dieser Erscheinung mit seinen Grund. Denn dort wird mit Eifer das Studium des hebräischen Alten und des griechischen Neuen Testaments getrieben. Da die Theologie aber die Wissenschaft von der Offenbarungsreligion des Alten und des Neuen Testaments ist, zeigte sich in der geschilderten Beobachtung bei den Prüfungen ein erheblicher, dringend der Abhilfe bedürftiger Mangel.

Nicht minder wurden aus den Kreisen der Studierenden immer wieder Wünsche nach Zwischenprüfungen laut. Der in der Kandidatenprüfung zu beherrschende Stoff sei ein zu umfangreicher, so daß man ihn teilen müsse. Sie klagten auch, erst am Ende ihres Studiums fähen sie ein, wie sie es eigentlich hätten aufbauen sollen. Sie hätten es ganz falsch angefangen, drei bis vier Jahre ohne eigentliche Direktion studiert und ohne daß sie einmal hätten Rechenschaft ablegen müssen. Sagten wir dann, jeder Studierende erhalte doch bei der Insription von seinem Dekan eine gedruckte Anweisung zum Studium der Theologie in den einzelnen Semestern, so hatten sie für uns ein mitleidiges Achselzucken. Das las man eben nicht.

Alle diese Fragen bekamen ein höchst aktuelles Interesse durch das Eintreten der Novemberrevolution 1918 und die durch dieselbe herbeigeführte Notwendigkeit der Neuordnung des Verhältnisses der Kirche zum Staat. Es trat hinzu die Notlage der aus dem Kriege zurückkehrenden Studierenden, welche Jahre verloren hatten und nun so schnell wie möglich in das geistliche Amt zu gelangen wünschten. Sie hatten zum großen Teil darüber zu klagen, daß ihre Arbeits- und Leistungsfähigkeit bedeutend verringert sei, durch Kriegsstrapazen, Verwundungen und dergl., daß ihr Gedächtnis gelitten habe und sie sich unmöglich den gesamten Stoff des theologischen Studiums für die Prüfung vergegenwärtigen könnten.

Daher wurden in den ersten Monaten nach dem Eintreten der Revolution eine Reihe von Vorschlägen laut, gerade aus den Kreisen der Kriegsteilnehmer, wie das theologische Studium und Prüfungsweise neu zu gestalten sei. Diese Reformprogramme waren zum Teil so radikal und so sehr auf die außergewöhnlichen Verhältnisse der aus dem Kriege zurückgekehrten Studierenden zugeschnitten, daß sie allgemeinere Bedeutung nicht beanspruchen konnten. Tats doch auch

die theologischen Fakultäten durch Kurse, Repetitionen, besonders auf die Kriegsteilnehmer berechnete Vorlesungen, und ebenso die Kirchenbehörden durch erhebliche Erleichterungen in den Examensbestimmungen, was in ihren Kräften stand, um die geschilderte schwierige Lage der Kriegsteilnehmer zu erleichtern. Freilich wurden innerhalb der Vorschläge zur Umgestaltung des theologischen Studiums auch Gedanken laut, welche der sorgfältigsten Nachprüfung auf ihre Berechtigung hin bedurften, weil sie auf wirkliche Mängel im gegenwärtigen akademischen Unterrichtsbetriebe hinwiesen.

Die Veranlassung zu Um- und Neugestaltungen war oder erschien seit Ende 1918 allerdings so dringend wie nur möglich. Denn die Stellung, welche die beiden preußischen Revolutions-„Kultusminister“ Hoffmann und Haenisch zur christlichen Kirche und ihren Einrichtungen schon in ihren ersten Erlassen einnahmen, verlangte gebieterisch, damit zu rechnen, daß die neuen Machthaber versuchen würden, die theologischen Fakultäten aus dem Verbande der Universitäten auszuscheiden oder doch nur die historischen Fächer der Theologie an den Universitäten in irgend einer Form weiterzuführen. Es wäre in diesem Falle — und ähnlich lagen die Dinge in anderen deutschen Staaten — eine Neuordnung des gesamten Theologiestudiums notwendig gewesen.

Es ist nun freilich anders gekommen. Die den christlichen Glauben und alles christliche Empfinden tief verletzenden Eingriffe, welche sich sozialdemokratische Unterrichtsminister mit ihren christentumsfeindlichen Erlassen erlaubten, lösten einen so elementaren Widerspruch im evangelischen Deutschland aus, daß man — wenigstens in einigen Bundesstaaten — langsamer mit den gewünschten Umgestaltungen voranzugehen für angezeigt erachtete. Zudem konnten diese großen Fragen ja auch nur auf verfassungsmäßigem Wege geregelt werden. Die Bestimmungen der gegenwärtig geltenden Reichsverfassung vom August 1919 geben nun der evangelischen Kirche, was sie zu ihrer Existenz braucht. Artikel 137 gewährleistet die Freiheit der Vereinigung zu Religionsgesellschaften, gibt jeder Religionsgesellschaft das Recht, ihre Angelegenheiten selbständig innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes zu ordnen und zu verwalten und läßt die Religionsgesellschaften, die es bisher waren, als Körperschaften des öffentlichen Rechts bestehen. Artikel 149 bestimmt, daß die theologischen Fakultäten an den Hochschulen erhalten bleiben. Als charakteristisches Merkmal darf auch dies bezeichnet werden, daß auf der Konferenz der Rektoren der deutschen Universitäten in Halle a. S. im Juni 1919, also vor der Verabschiedung der Reichsverfassung, der ein-

mütige Beschluß gefaßt worden ist, dahin zu wirken, daß die theologischen Fakultäten, die evangelischen wie die katholischen, im Verband der Universität verbleiben. Unsere ganze Geistes- und Kulturwelt ist viel zu sehr beeinflusst und durchtränkt durch Elemente der christlichen Religion und der durch sie hervorgerufenen theologischen Wissenschaft, als daß man die theologischen Fakultäten ohne Schaden für die Universitäten selbst aus diesen lösen könnte.

Diese Wendung der Dinge darf nun aber nicht dazu verführen, daß man jetzt alles beim Alten läßt. Die Frage ob, in welcher Weise und in welchem Umfang das theologische Studium neu- und umzugestalten ist, bedarf dringend der Erörterung. Denn die im Voranstehenden angegebenen Motive bestehen in ihrer ganzen Schwere weiter, auch wenn den Kriegsteilnehmern ihr Wunsch erfüllt ist und sie in Berücksichtigung ihrer Lage trotz mannigfacher Mängel und Lücken ihrer Vorbildung in das geistliche Amt eingetreten sind.

Vielfach hört man auch die Ansicht äußern, jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, für die Ausbildung eines „clerus minor“ — wie man mit einem wenig glücklichen Ausdruck sagt — zu sorgen, und es wird die Frage aufgeworfen, was für eine theologische Schulung man demselben zu geben habe, und ob die theologischen Fakultäten oder andere Anstalten diese Ausbildung zu übernehmen hätten.

Die geschilderte Sachlage hat schon zahlreiche Einzelerörterungen namentlich unter den Mitgliedern der theologischen Fakultäten hervorgerufen. Auch haben Vertreter der theologischen Fakultäten Deutschlands im September 1919 in Halle a. S. getagt, um in unverbindlicher Form die sie gemeinsam angehenden Fragen der Gegenwart, insbesondere die Frage des theologischen Studiums zu besprechen. Ferner ist in Berlin auf Veranlassung des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ein Ausschuß gebildet worden, um über Reformfragen zu beraten. Diese Verhandlungen haben zwei mir zugänglich gewordene Denkschriften der Berliner Professoren von Harnack und Graf Baudissin über das Studium der Theologie und insbesondere des Hebräischen hervorgerufen. Auch W. Caspari in Breslau hat sich über die zukünftige Stellung des Hebräischen im Studium der Theologie geäußert. Ferner hat der theologische Fachausschuß der Berliner Studentenvertretung Vorschläge in 15 Thesen zur Reform des evangelisch-theologischen Studiums ausgearbeitet, für den Allgemeinen Studententag in Würzburg im Juli 1919. Diese Thesen sind im Herbstzwischensemester 1919 in den Arbeitsgemeinschaften der theologischen Fakultäten durchberaten worden, und die

Ergebnisse sind zum Zweck der Verarbeitung an die Geschäftsstelle der Deutschen Theologenschäften in Göttingen gegeben worden.

Meine Ausführungen bezwecken gleichfalls, daß die Erörterung dieses ganzen Problems von den verschiedenen Seiten und unter möglichst vielseitigen Gesichtspunkten aufgenommen werde. Diese Reform geht sowohl die theologischen Fakultäten wie die Kirche und die Kirchenregierungen an. Ändert sich doch auch das bisherige Verhältnis dieser Faktoren zueinander. Die Fakultäten werden in Zukunft voraussichtlich in noch stärkerer Weise als sie es bisher waren, staatlichen Charakter tragen. Die Ernennung der Professoren der Theologie erfolgt durch das zuständige Ministerium, das keinerlei Verhältnis zur Kirche hat und kein „Kultusministerium“ mehr ist. Die Ernennung kann daher sachgemäß von ihm nur nach den auch für andere Fakultäten maßgebenden rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten geschehen. Andererseits ist die Aufgabe der theologischen Fakultäten nach wie vor die, der Kirche zu dienen, indem sie ihren zukünftigen Dienern die erforderliche wissenschaftliche Ausbildung gibt. Angesichts der großen aus diesem eigentümlichen gegenseitigen Verhältnis erwachsenden Schwierigkeiten, die einer sehr sorglichen Lösung bedürfen, würde es von nicht zu unterschätzendem Wert sein, wenn jetzt Fakultäten und Kirche in der beide Teile angehenden Frage der Ausbildung der zukünftigen Geistlichen, besonders hinsichtlich der erforderlichen Reform, zu einem einverständlichen und vertrauensvollen Übereinkommen zu gelangen vermöchten.

Es stellt sich daher noch ein Gesichtspunkt heraus, der nicht unausgesprochen bleiben soll, wenngleich er keine maßgebende Bedeutung hat. Nachdem auf dem Dresdner Kirchentag im September 1919 die einleitenden Schritte zur Gründung eines deutschen evangelischen Kirchenbundes getan worden sind, liegt es nahe, dahin zu streben, daß in einer so wichtigen, allen Landeskirchen gemeinsamen Frage, wie das Studium der Theologie es ist, eine gewisse Verständigung erfolgt. Keine Landeskirche wird es sich nehmen lassen, die Ordnung der Vorbildung ihrer Geistlichen selbst und selbständig zu treffen. Immerhin gibt es doch auch auf diesem Gebiete Fragen, welche alle in gleicher Weise angehen und in denen eine nicht allzu verschiedene Ordnung erwünscht ist.

II. Die Vorbildung zum Studium der Theologie.

Bis vor wenigen Jahren war die allgemein geltende rechtliche Lage an den deutschen theologischen Fakultäten die, daß das Reise-

prüfungszeugnis eines humanistischen Gymnasiums zur Inschriftion erforderlich war. War in dem Abgangszeugnis die Prüfung im Hebräischen nicht nachgewiesen, so wurde der betreffende Student in das Album der theologischen Fakultät als „immaturus“ eingetragen. Von dem Zeitpunkt des Bestehens der Nachprüfung im Hebräischen an mußte bei der Meldung zum ersten theologischen Examen in Preußen, und wohl auch in den meisten anderen Bundesstaaten, ein Studium der Theologie von sechs Semestern nachgewiesen werden. Die Realgymnasial- und die Oberrealschulabiturienten, welche Theologie studieren wollten, mußten an humanistischen Gymnasien die erforderlichen Ergänzungsprüfungen ablegen, um in einer theologischen Fakultät inskribiert zu werden, und zwar hatten sich in Preußen die Abiturienten der Realgymnasien, wenn sie im Latein voll genügend waren, einer Prüfung im Griechischen, die Oberrealschulabiturienten im Lateinischen und Griechischen zu unterwerfen.

In Preußen sind nun im Jahre 1917 zwei Erleichterungen für die Abiturienten der Realgymnasien eingetreten, und zwar unter dem Druck der im vorigen Kapitel geschilderten, durch den Zustrom von Realgymnasiasten zum Studium der Theologie bedingten Verhältnisse, und um gewisse Anstöße zu vermeiden, welche sich bei den Nachprüfungen an humanistischen Gymnasien herausgestellt hatten. Eine preußische Ministerialverfügung vom 27. Juni 1917 ordnet an, daß künftig auch Inhaber des Reisezeugnisses eines Realgymnasiums zur Immatrikulation als Studierende der evangelischen Theologie zuzulassen sind. Danach können also Abiturienten der Realgymnasien Studierende der Theologie werden, ehe sie die Reise im Griechischen erlangt haben. Eine weitere Ministerialverfügung aus dem gleichen Jahre ordnete an, daß bei jedem preußischen Provinzialschulkollegium eine Prüfungskommission zur Abhaltung von Prüfungen im Griechischen für Theologie-Studierende bestellt werden solle, bestehend aus einem schultechnischen Mitglied des Provinzialschulkollegiums als Vorsitzenden und zwei weiteren Fachmännern. Als Ziel der Prüfung wird bestimmt Sicherheit in der attischen Elementargrammatik, ausreichende Vokabellkenntnis und Verständnis nicht zu schwieriger Stellen aus Xenophon und Plato. Dem Bewerber wird gestattet, auch andere Schriftsteller anzugeben, mit denen er sich beschäftigt hat. Daneben wird auch die Ermächtigung gegeben, Stellen aus dem griechischen Neuen Testament zur Prüfung heranzuziehen.

Man wird in dieser Verfügung eine erhebliche Herabsetzung der Forderungen erblicken müssen und auch eine Erleichterung, insofern

die Prüfung nicht mehr an den humanistischen Gymnasien abgelegt und dort von den Lehrern abgenommen wird, welche den griechischen Unterricht in der Oberklasse erteilen, also die Nachprüfung dementsprechend zu gestalten geneigt sein werden. Betreffend die Nachprüfung der Abiturienten der Oberrealschulen enthält diese Ministerialverfügung nichts.

Hier sei gleich noch auf eine weitere Verordnung hingewiesen. Eine preußische Ministerialverfügung vom 9. Mai 1917 ermächtigt die preußischen Konsistorien, bis auf weiteres im Namen des Ministers selbständig die Gesuche um Erleichterung des Dispenses von den staatlichen und kirchlichen Vorschriften (6 Semester Theologie-Studium) zu entscheiden. Es wird empfohlen, eine wohlwollende Entscheidung zu fällen, besonders dann, wenn nach Ablegung der Prüfung im Griechischen noch fünf Semester auf der Universität dem Studium der Theologie gewidmet worden sind.

Auf dem Fakultätstag vom September 1919 in Halle wurden nun diese preußischen Erleichterungen von den nichtpreußischen Kollegen nicht sympathisch begrüßt. Ziemlich allgemein wurde von ihnen der Standpunkt vertreten, daß man die Ergänzungsprüfung nicht erleichtern dürfe. Man erhob die Forderung, die zukünftigen Theologen müßten eine klassische Vorbildung auf die Universität mitbringen, da das Christentum nach Ursprung und Geschichte zu eng mit der griechischen und römischen Geisteswelt in Verbindung stehe, als daß eine wirkliche wissenschaftliche Ausbildung ohne Kenntnis der beiden klassischen Sprachen des okzidentalischen Altertums gegeben werden könne. Da genüge es nicht, nur Plato und Xenophon den Abiturienten als griechische Schriftsteller vorzulegen. Das Neue Testament aber gehöre nicht in die Prüfung, welche den Nachweis zur Reife für das Theologiestudium erbringen solle. Dem in den anderen Bundesstaaten herrschenden Zustand, daß die Abiturienten der Realgymnasien und Oberrealschulen die Ergänzungsprüfung an humanistischen Gymnasien abzulegen hätten und daß die Forderungen in Einklang mit den an die Gymnasialabiturienten gestellten zu halten seien, wurde der Vorzug gegeben. Man verwies darauf, daß in Baden auch von den katholischen Theologen volle humanistische Vorbildung verlangt werde, und daß dort der, welcher in ein anderes Studienfach übergehe, die dafür erforderliche volle Vorprüfung ablegen müsse.

Aus verschiedenen Gesichtspunkten heraus war man der Meinung, daß die Höhenlage der Vorbildung zum Studium der Theologie

nicht herabgedrückt werden dürfe. Dagegen sprächen schon interkonfessionelle wie internationale Gründe. Man dürfe in den Forderungen an die evangelischen Theologen nicht hinter dem zurückbleiben, was die katholische Kirche für das Universitätsstudium ihrer Theologen fordere. In den skandinavischen und den angelsächsischen Ländern, in Holland und der Schweiz genieße die deutsche Theologie hohe Wertschätzung. Diese Beurteilung werde sich nicht halten lassen, wenn wir die Bedingungen der Vorbildung ermäßigten.

Nun machen freilich die akademischen Lehrer der Theologie, wie wir im Eingang bereits ausgesprochen haben, allgemein die Erfahrung, daß die Kenntnisse in Griechischen und Lateinischen bei einem sehr großen Teil der Studierenden mangelhaft oder ungenügend sind. Schon das Neutestamentliche Griechisch bereitet Schwierigkeiten; aber eine griechische oder lateinische Quelle zu übersetzen oder eine lateinische Schrift Luthers oder Calvins *Institutio* zu lesen, sind die meisten außer Stande. Und doch ist Lateinisch Kirchensprache, ein großer Teil unserer Quellen ist griechisch und lateinisch, ein volles Studium des Neuen Testaments ist, wenn man nicht die Septuaginta und religions-geschichtliche, in erster Linie wieder griechische Urkunden und Quellen lesen kann, unmöglich.

Da ist man auf den Gedanken gekommen, eine Art Vorstudium zu schaffen, und in etwa einjährigem Kursus in Griechischen und Lateinischen die für ein geordnetes Studium der Theologie notwendigen Kenntnisse zu vermitteln, etwa in einer theologischen Schule wie Bethel es ist. Doch dürfte das nicht ohne Bedenken sein. Zwischen höherer Schule und Universität soll man kein Zwischenstadium einführen. In vergangenen Jahrhunderten, als die philosophische Fakultät die „niedere“, eben propädeutische Fakultät war, trat der Student doch auch gleich in den Verband der Universität ein und rückte erst nach Semestern in die theologische Fakultät als die obere auf. Wer das Studium der Theologie beginnen will, soll nicht erst noch zwei Semester in einer Vorschule zubringen. Sind noch weitere sprachliche Kenntnisse zu erwerben, so muß auf der Universität dafür Vor Sorge getroffen werden. Es bestehen ja wohl auch zur Zeit fast überall an den deutschen Universitäten Lektorate für die alten Sprachen. Wir müssen bei dem geschilderten Notstand als theologische Fakultäten uns selbst zu helfen suchen und Assistenten und Repetenten mit der Abhaltung solcher Übungen, auch im Lateinischen und Griechischen, betrauen, welche wir für unsere Studenten brauchen.

Aber wir dürfen diese Gelegenheit auch nicht unbenußt lassen,

um nachdrücklich zu fordern, daß bei der kommenden Neugestaltung der Schulen auch ein Typus von höherer Schule erhalten oder besser gesagt wiederum geschaffen werde, in welcher das gründliche Erlernen von Latein und Griechisch neben der Ausbildung im Deutschen und in der Geschichte im Mittelpunkt steht. Man hat in den letzten 30 Jahren viel an den höheren Schulen reformiert und dabei meist eine wenig glückliche Hand gehabt. Seitdem durch die königlich preußische Kabinettsorder vom Jahre 1900 die drei Gattungen der höheren Lehranstalten, humanistisches Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule als gleichberechtigt hingestellt worden sind, ist es der gewiesene Weg, daß man nun auch wirklich Ernst macht mit der Verschiedenheit der Ausbildung, welche man der heranwachsenden Jugend gibt. Daher kann man sehr wohl einen gemeinsamen Unterbau für diese Schulen einrichten; dann aber soll man wirklich differenzieren und auch eine Schule schaffen, in der wieder, wie es noch unsere Väter genossen haben, Latein und Griechisch ordentlich gelernt wird. Denn unsere heutige Bildung fußt nun einmal zu einem guten Teil auf der griechischen und lateinischen Kultur. Das heutige Gymnasium krankt an einem Zuviel des Lernstoffes. Man kann nicht zugleich eine volle Vorbildung in alten Sprachen, Geschichte, Deutsch, Französisch, Mathematik und Naturwissenschaften geben. Das können die Schüler gar nicht alles bewältigen. Dazu sind die meisten auch mehr oder nur nach einer Richtung hin befähigt, der sprachlich-historischen oder der mathematisch-naturwissenschaftlichen. Daher stelle man neben Realgymnasium und Oberrealschule das alte humanistische Gymnasium wieder her, in welchem alle andern Fächer neben den vorhin genannten zurücktreten, insbesondere aber die Mathematik. Selbstverständlich muß das Gymnasium in erster Linie eine vaterländische und nationale Erziehung geben. Daher stehen Deutsch und Geschichte im Vordergrund. Sodann aber muß man den Schülern wieder die Fähigkeit vermitteln, ohne die Eselsbrücke einer deutschen Übersetzung einen antiken Schriftsteller zu lesen. Ein nicht unbeträchtlicher Teil derjenigen, welche Universitätsstudium beabsichtigen, werden dort ihre Vorbildung suchen; Theologen, Philologen, Philosophen und Historiker brauchen eine solche ja auch notwendig.

Eine neue Situation für die preußischen Universitäten, also auch für die theologischen Fakultäten, ist nun aber durch den Erlass des preußischen Unterrichtsministers vom 19. September 1919 geschaffen worden. Ähnliches scheint, nach Zeitungsnachrichten zu schließen, auch im ehemaligen Königreich Sachsen geschehen zu sein. Bis

jetzt waren es die neunklassigen höheren Lehranstalten, deren Absolvierung den Zugang zur Universität eröffnete. Lebhaft angefochten wurde bereits die Zulassung der Oberlyzeal-Schülerinnen zur Immatrikulation. Nun aber wird einer neuen Kategorie von Studierenden mit andersartiger Vorbildung als der der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen der Zugang zur Immatrikulation eröffnet.

Der erwähnte Ministerialerlaß verfügt, daß Lehrer und Lehrerinnen, welche mindestens zwei Jahre im praktischen Schuldienst gestanden haben, an den preußischen Universitäten immatrikuliert werden können und nach einem Studium von wenigstens sechs Semestern zwecks Abschlusses pädagogischer Studien zur Prüfung in Philosophie und Pädagogik nach §§ 9, 24, 25 der Ordnung für das Lehramt an höheren Schulen vom 28. Juli 1917 zuzulassen sind. An die Stelle des Reisezeugnisses einer neunklassigen höheren Lehranstalt soll bei diesen Bewerbern das Seminar-Entlassungszeugnis treten. Schon das ist eine folgenschwere Entscheidung. Das Seminar-Entlassungszeugnis wird für diese Immatrikulation auf gleiche Stufe mit dem Reisezeugnis der neunklassigen höheren Lehranstalten gestellt.

Aber der Ministerialerlaß geht noch weiter. Er regelt auch die Zulassung der Lehrer und Lehrerinnen zur Doktor- und Oberlehrerprüfung sowie zum Studium in anderen Fakultäten einschließlich der Theologie. Die Grundlage soll fortan in allen diesen Fällen das Seminar-Entlassungszeugnis bilden. Zum Zweck der Meldung zur Oberlehrerprüfung ist aber eine Ergänzungsprüfung abzulegen, und zwar für Lehrbefähigung in Religion, Deutsch, Sprachen und Geschichte im Lateinischen und Griechischen, entsprechend den Anforderungen an die Realschulabiturienten, zum Zweck der Zuwendung zu einem andern Universitätsstudium eine verkürzte Reiseprüfung. Wer für die Immatrikulation Gymnasialbildung nachweisen muß, hat in diesem Falle noch im Lateinischen und Griechischen eine Prüfung abzulegen. Ferner wird bestimmt, daß die Ergänzungs- oder Reiseprüfung spätestens im vierten Semester des Studiums abzulegen ist. Doch wird hinzugefügt, es könne die vor der Ablegung der Ergänzungs- oder der Reiseprüfung liegende Studienzeit auf die für die akademischen Prüfungen vorgeschriebene Studienzeit angerechnet werden.

Man kann es den Lehrern nicht verdenken, wenn sie im stolzen Gefühl des damit Erreichten jubelnd ausrufen, der 19. September 1919 werde einer der denkwürdigsten Tage in der preußischen Schulgeschichte sein. Denn an ihm habe Preußen allen seinen Lehrern die

Universität geöffnet. Aber auch wir sprechen aus: wer von uns steht nicht dem Streben der Lehrer nach tieferer und umfassenderer Ausbildung sympathisch gegenüber?

Aber die Universitäten und die einzelnen in ihr vertretenen Wissenschaften werden ihrerseits darüber zu wachen haben, daß ihnen nur solche Studierende zugeführt werden, welche den erforderlichen Grad der Vorbildung besitzen. Wohl hat das preussische Unterrichtsministerium, ehe es diese Verfügung erließ, sich mit den Universitäten über einige die Weiterbildung der Lehrer betreffende Fragen in Verbindung gesetzt. Aber dieser Erlaß geht weit über den Rahmen jener Verhandlungen hinaus. Auch hat man bis jetzt von Lehrern vielfach vielmehr dies gehört, daß ihre Seminarausbildung unzulänglich sei und sie eine den höheren Lehranstalten entsprechende Organisation ihrer Berufsvorbildung anstreben. Wie kommt man dann dazu, so unvermittelt die Seminarausbildung der der höheren Schulen gleichzustellen? Denn die ministerielle Verordnung bestimmt: „An die Stelle des Reifezeugnisses einer neunklassigen höheren Lehranstalt tritt bei diesen Bewerbern (den Lehrern) das Seminar-Entlassungszeugnis.“

Was für eine Haltung wir als Angehörige einer theologischen Fakultät gegenüber dieser Neuordnung einzunehmen haben, kann nicht zweifelhaft sein. Jeder Lehrer soll uns als Studierender unserer Fakultät willkommen sein, der die erforderliche Vorbildung für das Studium der Theologie besitzt. Aber haben wir es schon für einen Notstand erklärt, daß die von Oberrealschulen und in gewissem Maße auch die von Realgymnasien kommenden Studierenden nicht die in unserer Fakultät vorauszusetzenden Kenntnisse besitzen, so werden durch diese Ministerialverordnung noch schwieriger Verhältnisse geschaffen.

Uns erscheint es schon als eine wenig glückliche Maßregel, daß die Lehrbefähigung für den Religionsunterricht in Oberklassen der höheren Schulen in Preußen von solchen Studierenden erworben werden kann, welche des Hebräischen nicht mächtig sind. Denn wie sollen sie im Alten Testament unter diesen Umständen eine volle Ausbildung erhalten? Sie können ja keine Alttestamentliche Exegese hören. In der Einleitung und der Alttestamentlichen Theologie greift der Professor auch stetig auf den Urtext zurück. Auch solchen Vorlesungen können sie nicht in vollem Umfang folgen. Auf die Schwierigkeit, daß sie dann als Religionslehrer an Gymnasien Unterricht im Hebräischen nicht geben können und dadurch Uebelstände herbeigeführt werden, ist auch hinzuweisen.

Nunmehr wird die Kategorie derer, welche die Lehrbefähigung in der Religion ohne die Kenntnis des Hebräischen erwerben können, beträchtlich erweitert und damit der geschilderte Übelstand vergrößert. Aber noch bedenklicher erscheint uns die Maßregel, daß die Absolventen der Lehrerseminare nunmehr auch die Berechtigung erhalten haben, bis zu vier Semestern Theologie zu studieren, ohne daß sie Kenntnisse in Lateinischen, Griechischen und Hebräischen nachgewiesen haben. Man sage nicht, daß doch nur wenige Lehrer von diesem ihnen verliehenen Recht Gebrauch machen werden. Schon jetzt kommt es öfters vor, daß Lehrer das Abiturientenexamen nachholen und Theologie studieren. Daher werden in Zukunft wohl noch mehr Lehrer sich dem Studium der Theologie zuwenden. Nun zeigt die vorausgegangene Darlegung über die Vorbildung zu diesem Studium, wie unbedingt notwendig eine Ausbildung in den klassischen Sprachen ist. Es kann niemand in den geordneten Betrieb des Studiums der Theologie eintreten, der nicht humanistische Studien gemacht hat. Jetzt aber wird uns eine ganze Gruppe von Studierenden zugewiesen, von der das nicht gilt, welche auch nicht durch die Geistesschulung hindurchgegangen sind, welche das Erlernen einer fremden Sprache mit sich bringt, und sei es eine moderne. Trotz ihrer andersartigen Vorbildung als die einer neunklassigen höheren Lehranstalt ist, wird aber diesen Studierenden sogar die Vergünstigung zuteil, daß ihnen, abgesehen von der verkürzten Reifeprüfung, auch noch die vor der Ablegung der Ergänzungs- oder Reifeprüfung liegende Studienzeit auf die vorgeschriebenen akademischen Semester angerechnet werden kann. Hat eine solche Neuordnung innere Berechtigung? Wir können es nicht finden. Wir bekommen auf diese Weise zwei verschiedene Arten von Theologiestudierenden, deren Vorbildung nicht zu einander paßt. Bei dieser Sachlage würde ein Herabdrücken der bisherigen Höhenlage der theologischen Vorlesungen unvermeidlich sein. Darein können aber die theologischen Fakultäten ohne Widerspruch nicht willigen.

Meines Erachtens kann es nicht ausbleiben, daß auch von seiten der theologischen Fakultäten gegen die ministerielle Verfügung vom 19. September 1919 Protest erhoben wird.

III. Der theologische Studienbetrieb.

Das gesamte Studium der Theologie von Grund aus neu zu gestalten, liegt keine Veranlassung vor. Denn in seinen Grundzügen und in seinem Aufbau ist es wohlbewährt. Auch wird man an den

Universitäten keiner Geneigtheit begegnen, von der Doppelheit der Unterrichtsart, dem freien Lehrvortrag auf der einen Seite und dem methodisch-didaktisch-seminaristischen Betrieb andererseits abzugehen, mag immerhin das gegenseitige Verhältnis dieser Formen zu einander anders geregelt werden. Gerade in einer glücklichen Verbindung beider Unterrichtsmethoden liegen die Vorzüge der Ausbildung auf deutschen Universitäten und die Gewährleistung für wissenschaftliche Schulung. Wohl aber gibt es eine Anzahl von Fragen im heutigen Unterrichtsbetrieb, die einmal erörtert werden müssen, in denen die Anschauungen gerade in der Gegenwart sehr verschiedenartig sind. Dazu kommt, daß die neueste Entwicklung auch neue Probleme stellt.

1. Das Hebräische.

Unter dem Einfluß des Hochdrucks, den einst Professor Stade auf das Studium des Hebräischen an der Gießener Fakultät ausgeübt hatte, war vor Jahren in Gießen eine gegensätzliche Strömung aufgetreten, derzufolge man das Hebräische als notwendiges Examensfach glaubte entbehren zu können. Doch blieben derartige Stimmen, innerhalb Deutschlands wenigstens, vereinzelt. Infolge des Krieges hat sich auch bei uns die Sachlage verändert. Ein großer Teil der aus dem Kriege zurückgekehrten Theologie-Studierenden klagte über die Schwierigkeiten, welche ihnen das Hebräische bereite, das sie fast ganz vergessen hätten. Wirklich haben die Kirchenregierungen auch geglaubt, den in bezug auf das Hebräische geäußerten Wünschen der Kriegsteilnehmer so weit Rechnung tragen zu müssen, daß in Preußen und wohl auch anderwärts eine gewisse Wahlfreiheit eingeräumt worden ist betreffend die beim Kandidatenexamen im Urtext vorzulegenden Alttestamentlichen Bücher. Der Breslauer Professor W. Caspari geht aber weiter. Er hat den Vorschlag gemacht, man solle die Anstellungsprüfung der Theologen in einer volleren und einer schmäleren Gestalt ablegen lassen. Zu der letzteren sollte im Alten Testament nicht nach dem Originalwortlaut geprüft werden. Nur die Vollprüfung würde die Berechtigung zu höheren Anstellungen geben und die Erwerbung eines theologischen Grades gestatten. In jeder Gemeinde müsse aber ein Geistlicher sein, welcher das Alte Testament aus dem Hebräischen kenne. Schon jetzt sei es eigentlich so, daß in dem Bezirk eines einzelnen Superintendents ein Amtsbruder etwa besonders den Beziehungen zwischen Religion und Naturwissenschaft nachgehe, der andere Philosophie als Lieblingsfach verfolge, ein dritter die Literatur, einer auch Sozialpolitik, einer Bienenkunde.

So müsse in einem Kirchentreise immer ein Amtsbruder eine Alttestamentliche Fachkenntnis besitzen, um seinen vollberechtigten Amtsbrüdern als Berichterstatter über Alttestamentliche Fragen zu dienen. Im benachbarten Deutschösterreich macht sich, zum Teil mit Rücksicht darauf, daß das Hebräische an den dortigen Gymnasien nicht gelehrt wird — vielleicht spielen auch völkische Gesichtspunkte mit herein — eine starke Strömung geltend, man solle die obligatorische Forderung des Studiums des Hebräischen für die evangelischen Theologen fallen lassen.

Auf Veranlassung des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung — den Namen „Kultusministerium“ sollte man für das jetzige Ministerium vermeiden, da es mit „Kultus“ nichts mehr zu tun hat — ist in Berlin ein Unterrichtsausschuß zusammengetreten, welchem v. Harnack die bereits erwähnte Denkschrift über die Ausbildung der zukünftigen Pfarrer und die theologischen Fakultäten vorgelegt hat. Er verweist darin auf die besonders hohen Anforderungen, welche heute an die Studierenden der evangelischen Theologie gestellt werden. Religionsgeschichtliche, religions-philosophische und soziologisch-geschichtliche Studien seien notwendig, dazu Ausbildung in Pädagogik. Das alles gelte aber neben der Ausgestaltung der Disziplinen der Kirchengeschichte, der systematischen Theologie und der praktischen Theologie. Daher müsse man, auch bei Erhöhung der Studienzeit auf 8 Semester, das Studium der Theologie an irgend einer Stelle entlasten. Das könne geschehen, indem man das Hebräische streiche und das Alte Testament griechisch lesen lasse. Die Vorlesungen auf Grund des Alttestamentlichen Originaltextes sollen nach seinem Vorschlag bleiben, aber fakultativ werden.

Diesem Gutachten hat der Vertreter der Alttestamentlichen Wissenschaft an der Berliner theologischen Fakultät, Graf von Vaudissin, eine Denkschrift entgegengestellt, in welcher er den v. Harnackschen Vorschlag ablehnt. Die Septuaginta sei an vielen theologisch wichtigen Stellen ohne Vergleichung des hebräischen Textes unverständlich, schaffe vielfach einen neuen Wortsinn, schon ihr hellenistischer Gottesbegriff sei ein anderer als der der hebräischen Autoren. Die christliche Theologie müsse zurückgehen auf den Anfangs- und Ausgangspunkt der christlichen Religion. Jesus aber habe mit seinen Jüngern nicht griechisch verkehrt, sondern die hebräische Bibel benutzt. Die Alttestamentliche Begründung der Worte Jesu und der ersten Predigt des Evangeliums dürfe nicht in ihrem Werte angetastet werden. Sprache und Sache könne man in diesem Punkte nicht trennen. Den Kandi-

daten die erforderliche Kenntnis der Alttestamentlichen Religionsgeschichte zu vermitteln, ohne Voraussetzung einiger Kenntnis des Hebräischen, sei sehr schwer. Ferner wird der praktische Gesichtspunkt geltend gemacht, daß das Fallenlassen des Hebräischen eine Schädigung des Ansehens und damit auch der Wirksamkeit des geistlichen Standes nach sich ziehen werde.

Auf dem ersten Hallischen Fakultätstag war die ganz überwiegende Stimmung die, man müsse das Hebräische beibehalten. Insbesondere hob der Vertreter der Gießener Fakultät hervor, daß diese in ihrer jetzigen Zusammensetzung nicht daran denke, vom Hebräischen abzulassen. Die gleiche Erklärung gaben andere Vertreter ab. In England ist das Studium des Hebräischen frei. Wer aber in die höheren geistlichen Stellen aufrücken will, muß Hebräisch können. Es war die allgemeine Anschauung, daß man auch die hohe internationale Stellung der deutschen Theologie durch Aufgeben des obligatorischen Studiums des Hebräischen nicht mindern dürfe. Auch der katholischen Theologie gegenüber gelte dies.

So sehr man also daran festhielt, daß das Studium des Hebräischen beibehalten werden müsse, trat doch schon bei dieser Beratung über ein Einzelfach mehrfach der Gedanke zu Tage, daß es gelte, gewisse Abstufungen einzuführen, Differenzierungen, wie gesagt wurde. Ein Vertreter sprach die Ansicht aus, man könne die allgemein zu erhebende Forderung auf ein geringeres oder unter Umständen auf ein Mindestmaß herabsetzen, etwa die im sogenannten Hebraicum nachzuweisenden Kenntnisse, um auf der andern Seite wieder mehr fordern zu können, wie z. B. in der zweiten biblischen Sprache, dem Griechischen. Ja es wurde sogar direkt die Frage gestellt: „Soll jeder Theologe hebräisch können?“ und der Vorschlag gemacht, daß man bei Oberrealschülern in der ersten und zweiten theologischen Prüfung auf das Hebräische ganz verzichten könne, um dafür entsprechend dem Vorschlag von Harnack, den Nachweis des Septuagintastudiums zu verlangen.

Doch wurden dagegen schwere Bedenken erhoben und es wurde auf den gewiß nicht normalen Zustand hingewiesen, daß es infolge der preussischen Prüfungsordnung jetzt schon Oberlehrer in der Religion gebe, welche des Hebräischen nicht kundig sind. Greift dieser Zustand weiter um sich, so ist allerdings an den betreffenden Schulen der Unterricht des Hebräischen für die zukünftigen Theologen gefährdet. Wer soll ihn dann geben? ein Pfarrer? oder in konfessionell gemischten Gegenden ein katholischer Theologe? Das möchten wir doch nicht wünschen.

Mit noch größerem Nachdruck als auf dem Fakultätstag wurde aber auf einer theologischen Konferenz im September 1919 die Beibehaltung des Hebräischen im regulären Studium der Theologie verlangt. Die Heranführung an die Quellen, vor allem natürlich an die biblischen Quellen, sei unerlässliches Erfordernis für wirkliche wissenschaftliche Ausbildung der Theologen. Die Schöpfungsgeschichte lasse sich nicht nach dem griechischen, sondern nur nach dem hebräischen Text wissenschaftlich behandeln. Es sei wahrscheinlich, daß in der nächsten Zeit die Metrik die Alttestamentliche Forschung beeinflussen werde, indem sie Kriterien für prophetische und poetische Teile des Alten Testaments liefere. Wie solle man die Studenten in solche Probleme einführen, wenn sie von der hebräischen Sprache nichts verstehen? Ferner, wenn man den Propheten Jesaja kennen lernen wolle, so dürfe man die Septuaginta nicht vorlegen, wie schon eine oberflächliche Vergleichung lehren könne.

Auf der anderen Seite wird nicht nur von der evangelisch-theologischen Studentenschaft in Österreich die Beseitigung des Hebräischen als obligatorischen Faches angestrebt, sondern auch in der deutschen Theologenschaft macht sich eine ähnliche starke Strömung geltend. Sie scheint hauptsächlich von den Kriegsteilnehmern ihren Ausgang zu nehmen, welche erklären, daß sie sich in das Hebräische nicht mehr einzufinden vermögen, aber sie hat stark um sich zu greifen begonnen. These 15 der Vorschläge des Theologischen Fachauschusses der Berliner Studentenvertretung zur Reform des Studiums lautet: „Das Hebräische wird als obligatorischer Prüfungsgegenstand abgeschafft.“ Als der Hallische Theologische Fakultätsausschuß diese These beriet, waren die Anschauungen geteilt. Ein nicht unbeträchtlicher Teil unserer Studentenschaft war gegen das Hebräische; indessen waren sie gegenteiliger Belehrung nicht unzugänglich.

Die vorgeführten Äußerungen und Verhandlungen zeigen, daß über die Frage des Studiums des Hebräischen auch bei uns in Deutschland jetzt verschieden gedacht wird. Die Vorschläge, den gegenwärtigen Betrieb abzuändern, wachsen aus verschiedenen Überlegungen heraus. Gegenwartsnöte können keine Veranlassung zur Abänderung sonst bewährter Einrichtungen abgeben. Daß das Hebräische vielen Studenten schwer wird und die Leistungen im Hebräischen im Kandidatenexamen oft wenig befriedigen, ist zwar richtig, aber daraus folgt noch nicht, daß man aus dem obligatorischen Lehrfach ein fakultatives machen sollte. Der Wunsch liegt zwar nahe, daß man bei dem starken Anwachsen des Stoffes in allen Disziplinen des Studiums der Theo-

logie irgendwo und wie Entlastung schaffen möchte. Aber ist wirklich das Alte Testament das Gebiet, auf dem es am ersten ohne erheblichen Schaden geschehen könnte? Wir wollen uns im Aufbau des Studiums nicht von zeitgeschichtlichen Strömungen beeinflussen lassen, wie die ist, daß das Alte Testament religiös minderwertig sei, Anstößiges enthalte, zu starke nationale Schranken trage, als antike Religion uns Heutigen nichts mehr zu sagen habe. Derartige Einwendungen entspringen einem mangelhaften Verständnis dafür, weshalb wir das Alte Testament in unserer Bibel haben. Es ist andererseits auch nicht von ungefähr, daß gerade ein Vertreter der Kirchengeschichte das Studium der griechischen Bibel an die Stelle des Studiums des hebräischen Alten Testaments setzen will. Denn von den Zeiten an, in denen die Schriften des Neuen Testaments geschrieben worden sind, und sodann in der Kirchengeschichte, ist der Einfluß des griechischen Alten Testaments allerdings ungleich viel größer und tiefer als der der hebräischen Bibel. Diese tritt ja bald ganz zurück.

Dennoch erscheint es mir unmöglich, das ordnungsmäßige Studium der Theologie vom Erlernen der hebräischen Sprache zu entbinden. Das Christentum ist und bleibt nun einmal Offenbarungsreligion, geschichtliche, seitdem in der Menschheit wirksame Offenbarung. Diese Offenbarung Gottes hat sich in der in der Bibel niedergelegten Geschichte vollzogen und hat ihren Mittelpunkt und Abschluß in der Person Jesu. Jesus aber ist gar nicht zu verstehen ohne die auf ihn abzielende Geschichte, oder einfacher gesprochen, ohne das Alte Testament. Will daher die Theologie diese Person zum wissenschaftlichen Verständnis bringen, so muß sie ihre Jünger in diese Zusammenhänge einführen. Jesus selbst hat nicht die griechische, sondern die hebräische bzw. aramäische Bibel gehabt. Sein Evangelium hat er gleichfalls in der aramäischen Sprache verkündigt. Ebenso ist die älteste Predigt der Jünger aramäisch. Unsere Evangelien verraten alle vier, wenn auch in verschiedenem Grade, den Ursprung aus dem Semitischen. Das alles sind zwingende Gründe, die wissenschaftliche Ausbildung der heranwachsenden Theologen auf das hebräische Alte Testament zu gründen. Ein Abbrechen davon gefährdet den vollen wissenschaftlichen Betrieb, worein wir nicht willigen können.

Damit soll nun freilich nicht gesagt werden, daß es das Ziel des akademischen Unterrichts sein muß, jeden Studenten bis zur Reife des Verständnisses des hebräischen Alten Testaments zu führen. Wir haben an den theologischen Fakultäten die Aufgabe, die zukünftigen Träger des geistlichen Amtes, nicht aber Spezialisten auszubilden;

wenigstens dürfen wir das nicht zur Hauptsache machen. Allen Theologen muß die Möglichkeit geboten sein, die volle wissenschaftliche Ausbildung, welche ihre Fakultät vermittelt, zu erhalten. Aber es ist bei dem heutigen Stande der theologischen Wissenschaft gar nicht notwendig, daß jeder Student in jeder Disziplin dieser Wissenschaft alles in sich aufnehme, was dargeboten wird. Denselben Fehler, den man bei der Reform der höheren Schulen gemacht hat, wollen wir an unseren theologischen Fakultäten gewiß nicht wiederholen. Harnack hebt nur das große Anwachsen des Stoffes in der Kirchengeschichte, der systematischen und der praktischen Theologie hervor. In der Wissenschaft von den beiden biblischen Testamenten ist es wahrlich nicht geringer. Das israelitische und das jüdische Volk hat im Strome der Geschichte der Völker des Orients gestanden. Daher hat die Wissenschaft vom Alten Testament alles in ihren Bereich zu ziehen, was an Sprache, Geschichte, Religion und Kultur orientalischen Volkstums auf das Volk der Offenbarung etwa hat Einfluß gewinnen können. Auch muß sie naturgemäß die Entwicklung der semitischen Völker in den späteren Jahrhunderten in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen. Die Wissenschaft vom Neuen Testament hat das ganze weit-schichtige Material der ausgehenden Antike, welches die heutige Religionswissenschaft aus Literatur, Urkunden, Papyri, Ostraka zur Verfügung gestellt hat, zu bearbeiten. Sie muß eine Kenntnis der griechischen, hellenistischen, orientalischen Kultur jener Jahrhunderte vermitteln. Sie hat aus dem Rabbinismus heraus zu heben, was für die Erforschung des Neuen Testaments von Belang ist. Neben dem allen bleibt aber doch noch die Hauptsache die sichere Kenntnis aller jener großen Probleme, welche sich aus der Exegese, der Einleitungswissenschaft und namentlich der Biblischen Theologie ergeben, sowie ein inniger Zusammenhang mit der Alttestamentlichen Wissenschaft.

Seien wir doch ehrlich! Auch wir Professoren der Theologie beherrschen nur gewisse Teilgebiete der Theologie; auf andern haben auch wir nur unvollständige oder abgeleitete Kenntnisse. Man könnte die Frage stellen, ob jeder von uns aus dem Stegreif auch nur das Kandidatenexamen ohne Anstoß abzulegen im Stande wäre. Wie sollen wir da die Forderung stellen, daß jeder Kandidat im ersten theologischen Examen auf allen Gebieten der Theologie gleichmäßig wissenschaftlich ausgebildet sein sollte! Auf der andern Seite ist es gewiß kein idealer Zustand gewesen, wenn zu Schleiermachers Zeit, als der junge Tholuck die Lizentiatenprüfung an der Berliner theologischen Fakultät ablegen wollte, der Minister dieser die Ermächtigung

gab, einen außerhalb der Fakultät stehenden Gelehrten für die Prüfung im Hebräischen heranzuziehen, weil sich kein Mitglied der Fakultät der Aufgabe gewachsen fühlte. Die Alttestamentliche Wissenschaft muß vollwertiges theologisches Fach bleiben.

Nun hat aber Graf von Baudissin in der erwähnten Denkschrift selbst bereits den Anfang damit gemacht, auf mögliche Reformen im Alttestamentlichen Studium hinzuweisen. Er geht von einem Gesichtspunkt aus, welcher auch mir als der maßgebende erscheint: die Alttestamentliche Anschauung muß als Vorstufe des Christentums behandelt werden. Auf diese Weise ist in der Tat das Studium des Alten Testaments in den theologischen Fakultäten fruchtbringender zu gestalten. Jetzt wird es noch zu sehr als Disziplin für sich betrachtet, und so bleibt es vielfach außer Beziehung zum Neuen Testament. Gibt es doch theologische Fakultäten, in denen die Biblische Theologie des Alten Testaments, welche vorgetragen wird, keinen Abschnitt über messianische Weissagungen enthält. Das ist aber ein Mangel, da Jesus selbst seine Berufsaufgabe im Alten Testament vorgezeichnet gesehen hat, das Alte Testament in einer theologischen Fakultät also auch in seiner weissagenden Ordnung gezeigt werden muß. Daher kann man auch den Vorschlag wohl verstehen, man solle „Bibelprofessuren“ einrichten, Professuren, welche zum Vortrag über das Alte und das Neue Testament verpflichteten.

Wie dem auch sei, die Vertreter des Alten und Neuen Testaments an unsern theologischen Fakultäten sollten sich darüber einigen — es sollten richtige Konferenzen zu diesem Zwecke einberufen werden —, was in Alttestamentlichen Vorlesungen, im Interesse der Hervorkehrung des Wichtigsten, abgeändert werden mußte. Was im Neuen Testament so oft „Gesetz und Propheten“ heißt, muß in den Vorlesungen über das Alte Testament zum Verständnis gebracht werden; ferner die Geschichte des Volkes Israel unter dem Gesichtspunkt, daß dies Volk Träger der Offenbarungsreligion ist. Wir wissen wohl, daß diese Forderung nicht unbesritten bleiben wird, aber wir müssen sie erheben, aus unserer vorhin entwickelten Schätzung der biblischen Religion als Offenbarungsreligion heraus. Entlastet werden mußte, wie auch Graf von Baudissin verlangt, die „Einleitung in das Alte Testament“. Hebräisch sollte auch in Zukunft jeder Studierende der Theologie lernen, aber weniger Alttestamentliche Exegesen zu hören verpflichtet sein als es heute Sitte ist. Man sollte Wahlfreiheit lassen für das Examen in geschichtlichen Büchern, den Psalmen und einem großen oder den Kleinen Propheten. Mit einem solchen Maß von

Kenntnissen im Hebräischen ausgerüstet, ist dann ein Pfarrer im Stande, mit Hilfe von Lexikon und Kommentar sich auch in andern Alttestamentlichen Büchern im Urtext zurecht zu finden, wenn er es braucht.

Aber eben, wie leicht kann auch ein Pfarrer in die Lage kommen, auf den Urtext der Heiligen Schrift hingreifen zu müssen. Im Kampf mit den Sekten ist dies die Waffe, deren Gebrauch Erfolg verspricht. Einfache Bibelschriften und Glieder der Sekten wählen wohl den Weg, verschiedene Übersetzungen zu vergleichen und so zu dem ihnen am besten erscheinenden Text voranzudringen. Da muß der Pfarrer überlegen sein und zu der Quelle hinabsteigen. Was gibt es ihm für ein Übergewicht, wenn er alle diese Versuche mit dem Hinweis auf den originalen hebräischen oder griechischen Text beantworten kann! Verliert unser Pfarrerstand diese Fähigkeit, so entschwindet ihm etwas sehr Wertvolles. Es ist mir erzählt worden, daß ein Gemeindeglied sich an einen Professor der Theologie mit der Frage gewendet habe, wie die ersten drei Bitten im Vaterunser denn eigentlich lauten. Er finde darüber Matth. 6 und Luk. 11 verschiedene Überlieferungen und wolle nicht jeden Abend falsch beten. Sein Pfarrer könne ihm darüber keine Auskunft geben. Verlangen wir zuviel, wenn wir fordern, daß ein jeder, der durch unsere theologischen Fakultäten ausgebildet wird, so viel lernen müßte, daß er auf solche Fragen Antwort geben kann? und wenn er es nicht sofort kann, daß er da nachzuschlagen weiß, wo die Auskunft zu finden ist? Muß sich doch auch der Arzt oder der Jurist in ähnlicher Weise helfen.

2. Die Beschränkung des historischen Lehrstoffs.

Ein Kennzeichen des heutigen Geschlechts und der heranwachsenden Jugend ist die Abkehr vom historischen Studium und die Unlust, sich in die Grundlagen des geschichtlich Gewordenen zu vertiefen. Man will der Gegenwart leben, aus dem eigenen Innern die Gesetze des Lebens ableiten, man fühlt die Kräfte des eigenen Ich so lebhaft pulsieren, daß man die in ihnen sprudelnde Quelle des Lebens und die dort schlummernden Geheimnisse und Rätsel vor allem verstehen will. Diese Strömung ist auch deutlich unter den Theologiestudierenden zu bemerken. Und doch ist und bleibt das Christentum nun einmal eine geschichtliche Religion. Kein Theologe kann eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten, ohne daß ihm das Verständnis des Ursprungs und der Entwicklung der christlichen Religion, also ihre Geschichte, erschlossen wird. Erst dann kann er die rechte Verbindung mit der Gegenwart finden.

Dennoch liegt in dem Überwuchern des historischen Lehrstoffes eine offensichtliche Gefahr für das Studium. Wenn es theologische Fakultäten gibt, in denen bis zur Hälfte der Studienzeit und noch darüber auf die Aneignung der kirchen- und dogmengeschichtlichen Kenntnisse verwendet wird, so ist das nicht der richtige Zustand. Darunter leiden die anderen Fächer, und es besteht die Gefahr, daß wegen der überwiegend rezeptiven Art des Arbeitens in kirchen- und dogmengeschichte das eigene theologische Urteil zu wenig ausgebildet wird. Denn das ist doch wohl das Ziel des Studiums der Theologie, nicht, daß eine Menge von Stoff für das Examen angeeignet wird, der nach vier Wochen größtenteils schon wieder vergessen ist, sondern daß unsere Kandidaten gelernt haben, was für eine Bewandnis es um die christliche Religion und ihre Geschichte habe und welche Bedeutung ihr im Leben des Einzelnen und in der Geschichte der Menschheit zukomme. Diesem obersten Gesichtspunkt muß sich alles Einzelne einordnen.

Die alte Regel, daß die Kirchengeschichte in drei Teilen gelesen wird, ist heute an einem Teile der theologischen Fakultäten durchbrochen worden, indem man den Stoff auf vier Semester verteilt, wegen des Anwachsens des wissenschaftlichen Materials. Dazu kommt noch als weitere historische Vorlesung die Dogmengeschichte, so- dann wird in der Dogmatik der historische Unterbau wiederum breit hingestellt, und endlich gibt der Praktiker abermals eine historische Grundlegung der Probleme seiner Disziplin. Das ist des Guten zu viel. Es ermüdet und stößt — nicht mit Unrecht — die Studierenden ab. Hier muß Wandel geschaffen werden. Nun beginnt man, an manchen Fakultäten auch „Kirchengeschichte im Überblick“ zu lesen, die gesamte Kirchengeschichte in einem Semester. Aber das ist nicht etwa Ersatz für das bisherige viersemestrige Studium, sondern diese Vorlesung tritt als neue hinzu.

Auf dem Hallischen Fakultätstage ist diese ganze Frage auf das lebhafteste erörtert worden. Man hat die verschiedensten Erwägungen angestellt und Möglichkeiten ins Auge gefaßt, um abzuhelpfen, ohne doch zu bestimmten Entschlüssen zu gelangen. So wurde die Meinung geäußert, man solle monographische Vorlesungen halten, z. B. aus der Reformationszeit über Luther und Calvin. Das andere sei aus Büchern zu lernen. Könnten wir doch für unsere Studenten auch von den Vorteilen der Buchdruckerkunst Gebrauch machen. Wir brauchten ihnen gar nicht alles mündlich vorzutragen. Von anderer Seite wurde verlangt ein Überblick über die Gesamtentwicklung und genauere Vorführung charakteristischer Erscheinungen wie Mystik oder

Scholastik. Es komme darauf an, den historischen Sinn zu wecken, nicht alles ausführlich dazubieten. Wieder andere wollten in den Vorlesungen die Hauptprobleme behandelt wissen, welche auch für die Gegenwart wichtig seien. Oder, man solle nicht alle vier Teile der Kirchengeschichte zu hören verpflichtet sein. Allein gegen jeden dieser Vorschläge wurden Bedenken erhoben. Kirchengeschichte II sei wichtig als Grundlage für die Reformationsgeschichte. Überblicke hätten auch etwas Schädliches, sie könnten zur Oberflächlichkeit führen. Man müsse Solidität der Ausbildung anstreben, nicht Einzelnes herausgreifen. Und sehr angegriffen wurde die besondere Empfehlung der für die Gegenwartsprobleme besonders bedeutsamen kirchengeschichtlichen Stoffe. Die historische Wissenschaft habe sich nicht auf die Gegenwart einzustellen, sondern die Probleme im eigenen Lichte zu zeigen. Auch von einer anderen Seite versuchte man der Schwierigkeit abzuweichen. Es war ein dramatischer Moment, als eine Doppelfrage gestellt wurde: „Kann man sich in Kirchengeschichte prüfen lassen, und dafür nicht im Alten Testament?“ Diese Frage wurde schweigend hingenommen. Und dazu die Alternative: „Kann man sich im Alten Testament prüfen lassen, nicht aber in der Kirchengeschichte?“ Wie aus einem Munde antworteten da die Vertreter der Kirchengeschichte: „Nein, das geht nicht!“ Andere aber fanden das nicht unmöglich. Auch daß das Latein für die Oberrealschüler ausgeschaltet werde, wurde von den Vertretern der Kirchengeschichte völlig abgelehnt, da in diesem Falle ein großer Teil der Quellen für die Studierenden verschlossen bleibe.

Schließlich war es die überwiegende Meinung, daß das kirchengeschichtliche Studium intensiv betrieben werde, auch durch Lesung der Quellschriften, in Seminarien, Übungen und Konservatorien. Der wissenschaftliche Betrieb müsse auf voller Höhe erhalten bleiben.

Überschaue ich diese Verhandlungen, so meine ich, es müßte dafür gesorgt werden, daß nicht derselbe Stoff dreimal, in den kirchengeschichtlichen, den dogmatischen und den praktischen Vorlesungen dargeboten wird. Vertreter der genannten Fächer sollten eine Vereinbarung treffen, wie sie hier eine Vereinfachung für möglich halten und diese den theologischen Fakultäten unterbreiten, damit sie dann Stellung nehmen können.

Ein weiterer Gesichtspunkt stellt sich mir gleichfalls mit zwingender Kraft heraus. Die theologischen Fakultäten müssen zwar auch weiterhin die Träger kirchengeschichtlicher Studien in vollem Umfang bleiben, aber man wird davon abgehen müssen, von jedem Kandidaten das

Vollmaß geschichtlicher Ausbildung zu verlangen. Mit andern Worten: es muß den Studierenden die Möglichkeit geboten werden, sich in intensiver Weise kirchengeschichtlichen Studien hinzugeben. Dafür aber würden die an sie in anderen Fächern zu stellenden Anforderungen herabzumindern sein. Umgekehrt, wenn ein Student in einer andern theologischen Disziplin hervorragendes leistet, so müßte auch dann die Prüfung in andern Fächern erleichtert werden. Wir sprechen hier diesen Gedanken, der bereits bei der Besprechung der Alttestamentlichen Studien in Sicht trat, nur in allgemeiner Fassung aus. Es muß auf ihn an späterem Ort noch näher eingegangen werden. Gangbar ist auch der Weg der Ordnung für die Kriegsteilnehmer, daß sie angeben, in welchem Teil der Kirchengeschichte sie besonders gearbeitet haben. In diesem werden sie dann vorzugsweise geprüft.

3. Die Erweiterung der zu hörenden Vorlesungen.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß das alte theologische Triennium für das heutige Studium der Theologie nicht ausreicht. Man mag die Anleitung zum Studium der Theologie, von welcher Fakultät man will, vornehmen, es ist eine solche Fülle von Stoffen, in denen der Studierende heimisch werden oder sich eine nicht unerhebliche Summe von Wissen verschaffen soll, daß es ganz ausgeschlossen erscheint, das alles in sechs Semestern zu bewältigen, auch wenn man mit voller Ausbildung in Latein, Griechisch und Hebräisch die Universität bezieht. Schon das wissenschaftliche Material der Theologie als solcher ist, wie wir schon auszusprechen hatten, in den letzten Jahrzehnten mächtig angewachsen. Dazu kommt die sehr wünschenswerte Ausbildung in anderen Sprachen, insbesondere neben dem Hebräischen und Biblisch-Aramäischen im Syrischen und Arabischen, die nahe Berührung mit Philologie und Geschichte, zum Teil auch der Jurisprudenz (Kirchenrecht, Rechtsphilosophie u. a.), die geschichtlichen und sprachlichen Studien, welche vergleichende Religionswissenschaft verlangt, die unbedingte Forderung einer gründlichen Ausbildung in der Philosophie. Ferner ist durch die moderne Apologetik und die Auseinandersetzung mit den modernen Weltanschauungsfragen der Kreis der Gebiete, mit denen die Theologie Berührung findet, noch erweitert worden.

Es würde eine ungewöhnliche Begabung dazu gehören, in allen diesen Wissenszweigen in der Studienzeit auch nur einigermaßen ausreichende Kenntnisse zu erwerben. Wir müssen aber die Höhenlage der im Examen zu erhebenden Anforderungen auf das Mittelmaß

der Begabung einstellen. Nichtsdestoweniger muß das, was zur umfassenden Ausbildung erforderlich ist, von der Universität dargeboten werden. Durch die neueste Entwicklung der Dinge kommt nun noch ein weiteres Gebiet hinzu, in dem der zukünftige Pfarrer zu Hause sein muß. Das ist die Pädagogik. Der Kampf der Lehrer gegen die Ortsschulaufsicht der Geistlichen wäre einer Waffe beraubt gewesen, wenn schon bisher der Pfarrer auf dem Gebiete des Religionsunterrichts und der Didaktik eine Ausbildung bekommen hätte, welche man als fachmännisch hätte werten müssen. In Zukunft wird in viel stärkerem Maße als bisher auch der Pfarrerstand für den Religionsunterricht herangezogen werden müssen.

Welche Stellung sollen nun die theologischen Fakultäten zu der geschilderten Sachlage einnehmen? Die Zeiten sind, wie wir schon sagten, vorüber, in denen die Studierenden aus der philosophischen Fakultät als der niederen zu dem höheren theologischen Studium aufstiegen. Die Philosophie hat aufgehört, ancilla theologiae zu sein. Sollen wir nun unsere Studenten anweisen, einen nicht unerheblichen Teil ihrer Studien in andern Fakultäten, beim Philosophen, dem Pädagogen, dem Philologen, dem Historiker, dem Soziologen, dem Juristen und anderen zu machen?

Man braucht diesen Gedanken nur auszusprechen, um die Gefahren zu erkennen, welche seine Verwirklichung mit sich bringen würde. Als obersten Grundsatz muß jede Fakultät den befolgen, daß sie selbst dazu berufen ist, die fachmännische Ausbildung der an ihr studierenden jungen Männer darzubieten. Von diesem Grundsatz darf die theologische Fakultät um so weniger abgehen, da sie als Vertreterin der Theologie eine sich deutlich von den andern Fakultäten abgrenzende Wissenschaft repräsentiert. Sie ist die Wissenschaft von der christlichen Religion, welcher ein Historiker, Philolog oder Naturwissenschaftler als solcher neutral gegenübersteht. Das Verhältnis ist aber bei manchen auch ein anderes als ein neutrales.

Die theologische Fakultät, welche zu jeder der von den andern drei bzw. vier Fakultäten vertretenen Wissenschaften nähere oder entferntere Beziehungen hat, wird es naturgemäß als Glied der Universität gern sehen, wenn ihre Angehörigen, besonderen Neigungen folgend, auch Vorlesungen an anderen Fakultäten hören. Dem, der kunstgeschichtliche oder literarische Interessen hat, bietet die Universität die beste Gelegenheit, diese zu pflegen. Wer seine historischen Kenntnisse über das Maß des von der theologischen Fakultät Verlangten hinaus ausdehnen will, studiere auch beim Historiker der

philosophischen Fakultät. Insbesondere verweisen wir unsere Theologiestudierenden an die Vertreter der Philosophie in den philosophischen Fakultäten, um dort die Studien zu machen, welche sie als Voraussetzung in fast allen theologischen Disziplinen brauchen. Aber diese philosophischen Studien kontrollieren wir ja auch selbst in der theologischen Fakultät, in den einschlägigen Vorlesungen, in denen wir zu philosophischen Fragen Stellung zu nehmen haben, und im theologischen Kandidatenexamen.

Darüber hinaus aber sollte die theologische Fakultät alles, was sonst noch an Anforderungen an ihre Studierenden gestellt wird, selbst in die Hand nehmen. Wir wollen die heranwachsenden Theologengeschlechter in Weltanschauungsfragen nicht an die philosophische Fakultät weisen, sondern derartige Vorlesungen durch Mitglieder der eigenen Fakultät bestreiten. Wissen wir doch, daß die Vorlesungen in der philosophischen Fakultät unter Umständen uns wertvoll erscheinenden Gedankengängen und Anschauungen kühl oder ablehnend gegenüberstehen. Oder der Student höre solche Vorlesungen drüben, beim berufsmäßigen Philosophen, dann aber auch bei unserm Systematiker. Denn der christliche Glaube führt gleichfalls notwendig auf eine Zusammenfassung zur Weltanschauung und auf eine bestimmte Stellungnahme zu den geistigen Strömungen. Das muß aber doch die theologische Fakultät den zukünftigen Pfarrern mit auf den Weg geben! Ja, darüber hinaus hat hier die theologische Fakultät eine werbende Aufgabe. Diese Vorlesungen sollte sie auch den Studierenden anderer Fakultäten zugänglich machen, ihnen zeigen, daß die christliche Theologie der Philosophie ebenbürtige Wissenschaft treibt und auch Studierende anderer Fakultäten einen Gewinn davon tragen, wenn sie sich Gegenwartsprobleme in theologischer Beleuchtung darstellen lassen.

Bedenken haben wir, wenn Theologiestudierende nebenher etwa soziologische oder naturwissenschaftliche Studien machen. Ich betone, es handelt sich hier um die Annahme, daß Vorlesungen aus diesen Gebieten beiläufig gehört werden, aber dies nicht zu einer fachmännischen Ausbildung führt und trotzdem der Anspruch erhoben wird, in diesen Dingen mitreden zu dürfen. Das ist nur Dilettantismus. Dem aber können wir auch in dieser Form nur abhold sein.

Nicht anders steht es mit der Nationalökonomie. Diese ist heute ein so großes und weitverzweigtes Forschungs- und Wissensgebiet, daß sie durchaus ein eigenes Studium erfordert. Es ist ja ganz interessant auch für den Theologen, auch nationalökonomische Vorlesungen

zu hören. Schaden kann ihm das nicht. Nur soll er dann nicht meinen, als Fachmann in wirtschaftlichen Fragen auftreten zu können. Ein Pfarrer braucht nicht in allen Sätteln gerecht zu sein. Wiederum aber hat auch der Theologe Veranlassung, einmal Vorlesungen über den Sozialismus zu halten und ihn vom religiösen Standpunkt aus zu beleuchten, z. B. einen Marx. Denn eine religiöse und theologische Seite hat ja ohne Frage der moderne Sozialismus.

Zu der Forderung nach naturwissenschaftlicher und soziologischer Ausbildung der Theologen liegt nun aber doch so viel Berechtigtes, daß man noch bestimmter Stellung dazu nehmen muß. Es ist so, daß die Theologie allen Anlaß hat, den Gang dieser Wissenschaften auch ihrerseits mit innerem Interesse zu verfolgen. Aber der Theologe darf nicht meinen, in seiner Wissenschaft schon die Grundsätze zu besitzen oder zu finden, mit denen er den naturwissenschaftlichen Fragen gegenüberzutreten kann. Das ist Apologetik und ist ein falsches Verfahren. Er muß vielmehr naturwissenschaftlich denken und untersuchen lernen, um das Wesen der Naturwissenschaft richtig zu erfassen und sie in die richtige Beziehung zur Theologie zu setzen. Es wird sich daher in der Praxis nur darum handeln können, daß die Kirche geeigneten Theologen — Abiturienten von Realgymnasien und Oberrealschulen werden am ersten herangezogen werden können, da sie schon ein wenig naturwissenschaftlich denken gelernt haben — auch eine volle naturwissenschaftliche, ändern eine volle nationalökonomische Ausbildung geben läßt, nachdem sie die theologischen Studien beendet haben, und diesen Theologen sodann die Sonderaufgabe überträgt, die auch die Kirche und die Theologie interessierenden naturwissenschaftlichen und soziologischen Probleme weiter zu verfolgen und darüber in Zeitschriften oder in besonderen Veröffentlichungen das Wort zu ergreifen oder auch Anstellungen anzunehmen, wo sie die Doppelausbildung verwerten können. Wir sollten hier von der katholischen Kirche lernen, welche die Forderung der Neuzeit wohl verstanden hat und in ähnlicher Weise bereits handelt. Die Kirche wird die Mittel dazu schaffen müssen, solche Theologen doppelt ausbilden zu lassen und sie nachher in geeigneter Weise unterbringen und versorgen zu können.

Religionsphilosophie, Religionspsychologie, Kirchenrecht kann auch an der theologischen Fakultät gelesen werden und sollte an ihr gelesen werden, da der Theologe den Stoff eben für die Theologen eher darzubieten vermag als der Professor der philosophischen oder juristischen Fakultät, welcher andere Gesichtspunkte verfolgt. Ebenso wird dafür

Sorge zu tragen sein, daß auf den Lehrstühlen für Praktische Theologie auch solche Gelehrte vertreten sind, welche über Pädagogik zu lesen vermögen, falls nicht, worüber später zu sprechen sein wird, die Ausbildung der Theologen in der Pädagogik nach Beendigung des eigentlichen Universitätsstudiums erfolgt.

Ferner ist zu fordern, daß für die Theologen die Studien in der vergleichenden Religionswissenschaft nicht der philosophischen, sondern der theologischen Fakultät zugewiesen werden. Dies Gebiet ist heutzutage bereits so groß, daß auch in der philosophischen Fakultät die Vertreter Fachmänner nur in einem Teilgebiete sein können, in allem andern aber aus zweiter Hand schöpfen. Nun gut, dem entsprechend verfähre man in den theologischen Fakultäten. Man schaffe an den theologischen Fakultäten systematische Lehrstühle für die Zusammenfassung und Vergleichung des gesamten Gebietes der Religionsgeschichte. Geeigneten Vertretern des Alten Testaments übertrage man die Darbietung der orientalischen Religionsgeschichte, geeigneten Vertretern des Neuen Testaments die hellenistisch-orientalische Periode, Vertreter der Missionswissenschaft könnten Vorlesungen über asiatische und afrikanische Religionen halten. Teilt man so, so hat man den Vorteil, daß eher die Möglichkeit besteht, den Stoff fachmännisch zu bearbeiten. Sodann aber scheint mir auch hier das ein wesentlicher Gesichtspunkt zu sein, daß dann diese Stoffe unter der Beleuchtung vorgeführt werden, in der sie der Arbeit der theologischen Fakultät erscheinen. Es ist nicht so, daß in der philosophischen Fakultät diese Studien „voraussetzungslos“ getrieben würden, während die Theologen sie durch eine Brille sähen. Auch der Philologe arbeitet ja nicht ohne Voraussetzung, sondern die christliche Religion ist ihm nichts anderes als eine Parallelererscheinung zu anderen Religionen. Nun fragt sich sehr, ob dies Urteil als methodischer Grundsatz anzuerkennen ist. Denn alle Wissenschaft ist Bearbeitung von Realitäten. Die christliche Religion beruft sich auf die von der geschichtlichen Person Jesu ausgehenden und abgeleiteten, in ihrer Wirkung einzigartigen Realitäten des geistigen Lebens. Daher weiß sie sich berechtigt, der christlichen Religion eine besondere Stellung innerhalb der Menschheitsreligionen zuzuweisen, und verlangt, daß dies auch in der wissenschaftlichen Arbeit zum Ausdruck komme. Die theologische Fakultät muß Wert darauf legen, daß die bei ihr Studierenden auch die Umwelt und andere geschichtliche Erscheinungen in der Beleuchtung gezeigt erhalten, welche von der Person Jesu ausgeht. Wozu wäre sie sonst theologische Fakultät?

4. Ausgestaltung des Universitätsbetriebes.

Schon vor dem Kriege, namentlich aber in den Reformdebatten, die mit der Revolutionszeit einsetzten, ist vielfach die Anschauung ausgesprochen worden, daß der Unterrichtsbetrieb an den Universitäten anders gestaltet, daß namentlich die Seminarien, Übungen und Konversatorien ausgebaut und dafür die Vorlesungen, in denen der Professor allein das Wort hat, eingeschränkt werden müßten. Dieser Forderung liegt der richtige Gedanke zugrunde, daß die Fakultäten nicht nur die Aufgabe haben, einen Wissensstoff darzubieten, sondern auch dafür zu sorgen, daß dieser Stoff auch angeeignet werde. Vor allem aber ist klar, daß eine wissenschaftliche Schulung ohne Mittätigkeit des Studierenden nicht gegeben werden kann. Man muß die Studenten in die Quellen einführen, in persönlicher Mitarbeit mit ihnen, und man muß ihnen Anleitung geben, wie man ein theologisches Problem anzugreifen hat. Das kann nur in Seminarien und Übungen geschehen. Man kann beobachten, daß auch nicht unbefähigte Studenten ratlos einem Text gegenüberstehen, den sie methodisch auslegen sollen; und wie man es anfangen muß, eine theologische Frage wissenschaftlich zu behandeln, gelingt nicht allen beim ersten Versuch. Also es ist zweifellos richtig, daß die seminaristische Ausbildung der Theologen von großer Bedeutung ist und nach dieser Richtung hin noch nicht überall das Erforderliche geschieht. Namentlich die großen theologischen Fakultäten haben hierin mit Schwierigkeiten zu kämpfen, da es bei den gegenwärtigen Seminareinrichtungen fast unmöglich erscheint, allen Studierenden die erforderliche methodische Schulung zu geben. Es müssen neben den eigentlichen Seminaren auch weitere Übungen eingerichtet und hierzu Privatdozenten, Assistenten und Repetenten in größerer Zahl zur Verfügung gestellt werden. Auf diese Weise können mehr kirchengeschichtliche Quellen, dogmatisch bedeutungsvolle Schriften und namentlich die Bücher des Alten und Neuen Testaments gelesen, ihr Inhalt angeeignet und wissenschaftlich durchgearbeitet werden. Die Vertrautheit mit den an die Bibel anknüpfenden wissenschaftlichen Fragen ist jedenfalls eine Forderung, die man an den durchgebildeten Geistlichen zu stellen hat.

Was die Seminarien betrifft, so scheint es uns nicht empfehlenswert, daß bei der Meldung zum Kandidatenexamen der ein- oder zweisemestrige Besuch eines jeden der Hauptseminare nachgewiesen werde. Das wäre auch nur wieder Schematismus, und eine ungerechtfertigte Belastung der Studierenden. Wenn diese in einigen Se-

minarien eine wirkliche Durchbildung erfahren haben, so genügt das. Sie können sich dann auch selbst in andern Disziplinen zurechtfinden. Haben sie dann doch eine methodische Schulung erhalten.

Hinsichtlich der eigentlichen Vorlesungen liegt die Sache nicht ganz einfach. Wir stehen nicht auf dem aprioristischen Standpunkt, daß das, was durch jahrhundertelange Tradition der Universitäten geheiligt ist, nicht angetastet werden dürfe, da es das richtige sein werde. Die entscheidende Frage ist die der praktischen Bewährung der Vorlesungen. Da aber bestehen offensichtliche Schwierigkeiten. Es darf jedoch behauptet werden, daß es wenige Professoren geben wird, welche im Laufe ihrer Amtstätigkeit nicht reichliche Überlegungen und Versuche angestellt haben, wie sie diese Schwierigkeiten überwinden könnten, welche im „rein akademischen“ Vortrag des Professors nun einmal liegen.

Wenn es sich um Entwicklung und Darstellung wissenschaftlicher Probleme oder historischen Stoffes handelt, so kann man nichts anderes tun, als vortragen. Das liegt auf der Hand. Wer sagt uns aber, daß unsere Studenten unseren Vorlesungen wirklich folgen, daß sie uns richtig verstehen; wie mannigfaltig und dem Professor keineswegs immer ohne weiteres begreiflich sind die Hemmungen eines richtigen Verständnisses. Man wünschte auch in den Vorlesungen eine gewisse Mitarbeit der Studierenden, nicht minder aber auch eine gewisse Kontrolle. Andererseits aber werden die Studenten ihre akademische Freiheit nicht angetastet wissen wollen. Denn das charakterisiert ja von altersher den Universitätsbetrieb, daß der Professor vorträgt, der Student nur rezeptiv tätig ist, semesterlang, bis er dann seinem Professor im Examen Rede und Antwort stehen muß, ob und wie er gelernt und verstanden hat.

Man kann namentlich von jüngeren akademischen Kollegen hören, daß sie der Meinung sind, man könne schon bei den jetzigen Einrichtungen der geschilderten Schwierigkeit einigermaßen Herr werden. So müsse man den Studierenden Gelegenheit zur Erörterung, zum Disputieren geben, durch Einrichtung von bestimmten hierzu angelegten Stunden. Oder man müsse regelmäßig etwa eine Stunde in der Woche dazu verwenden, den vorgetragenen Stoff zu repetieren und durchzusprechen. Oder man müsse in das Auditorium hineinfragen und sich antworten lassen. Oder ein Problem aufstellen, die Ansichten, welche vorgetragen worden sind, entwickeln und dann die Hörer zum eigenen Urteil auffordern. Oder in der Exegese übersetzen lassen oder Bibelstellen, Parallelstellen abfragen. Oder auch nur im eigenen

Vortrag sich Fragen aufwerfen und damit innehalten, um den Studenten zu veranlassen, daß er aufhört und aufhört nachzuschreiben.

In solchen Vorschlägen ist mancher brauchbare Wink enthalten. Dennoch ist es zu bezweifeln, ob nach solchen Anregungen die akademischen Vorlesungen umgestaltet werden können. Alle diese Vorschläge haben nur individuelle Bedeutung. Wer seinen eigenen akademischen Unterricht nach solchen Regeln umzugestalten in der Lage ist, wird es mit Gewinn für die Studenten, oder wenigstens einen Teil derselben, tun. Der Widerstand gegen derartige Neuerungen, wenn sie allgemein werden sollten, würde ebenso von den akademischen Lehrern wie den Studierenden ausgehen. Jene würden geltend machen, daß es Vorlesungen gibt, die sie nicht anders halten können, als indem sie einfach vortragen. Diese würden, jedenfalls zum großen Teil, sich dagegen wehren, daß der akademische Unterricht schulmäßig ausgestaltet werde. Auch ich habe als junger Professor Stunden eingerichtet, in denen der vorgetragene Stoff durchgearbeitet und schulmäßig abgefragt werden sollte. Ich habe das aber nicht einmal ein Semester lang durchführen können, weil die Beteiligung immer geringer wurde. Auch als die Kriegsteilnehmer zum akademischen Studium zurückkehrten, hat zwar im Anfang große Bereitwilligkeit bei ihnen bestanden, von einer Stunde bis zur anderen aufgegebenen Stoff mit dem Professor in Frage und Antwort durchzuarbeiten. Bei diesem Verfahren haben die Studenten auch etwas gelernt. Aber sehr bald, bereits im Sommersemester 1919, habe ich eine andere Erfahrung gemacht. Im vollen Einvernehmen mit meinen Hörern hatte ich Einleitung in das Neue Testament so zu lesen begonnen, daß ich aus meinem Lehrbuch einen bestimmten Paragraphen für die folgende Stunde aufgab, den ich dann mit den Studenten durchsprach. Ich hatte angegeben, daß ich beim Fragen die Schlangenlinie von einer Bank zur andern durch das Auditorium hindurch verfolgen werde, so daß sich jeder, der sich gerade nicht habe vorbereiten können, aus dieser gefährlichen Gegend fernhalten könne. Gerade diese Gegend wurde aber sehr bald so öde und leer, daß mich der horror vacui erfaßte und ich mitten im Semester selbst wieder begann, in altgewohnter Weise den Stoff vorzutragen. Da war mit einemmale alle Schwierigkeit behoben. Ich fürchte sogar, daß sich in manchen Fakultäten Widerspruch erheben würde, wenn der Professor in exegetischen Vorlesungen die Studenten den Text übersetzen ließe. Es ist ja auch ganz gut, wenn man es den Studenten selbst vormacht und

ihnen zeigt, wie ein Text zu übersezen ist. Sie können dann in den Übungen und Seminaren übersezen.

Nach dem Gesagten kann ich meine Meinung nur dahin zusammenfassen, daß an den beiden Typen des akademischen Unterrichts, der Vorlesung und dem Seminar (bzw. Übung, Praktikum, Konversatorium) festgehalten werden muß, wobei es jedem einzelnen Professor vorbehalten bleibt, in welcher Weise er im einzelnen seine Vorlesungen gestalten will, mit didaktischem Einschlag oder ohne einen solchen. Aber es ist dafür Sorge zu tragen, daß den Übungen ein breiterer Raum gewährt wird als bisher. Es müssen in allen Disziplinen, vom Alten Testament angefangen bis zur Praktischen Theologie mehr Stunden als bisher auf diese Übungen verwendet werden. Das darf nicht so geschehen, daß die Zahl der zu hörenden Vorlesungen dadurch im ganzen ermehrt wird, sondern es muß zugleich eine Einschränkung der Zahl der Vorlesungen eintreten. Das wäre namentlich in den biblischen Fächern möglich. Im Alten Testament würde Genesis nicht gehört werden müssen, wenn der Betreffende sich an kursorischer Lektüre historischer Bücher des Alten Testaments beteiligt hat. Oder im Neuen Testament kann man statt der Vorlesungen über etwa die Katholischen Briefe oder die Pastoralbriefe oder die Apostelgeschichte Übungen über diese Bücher abhalten. Wer in der Kirchengeschichte in einem Teile wirkliche Quellenlektüre getrieben hat, könnte vom Hören eines der anderen Teile freibleiben, wenn er mit dem Quellenstudium den Nachweis der Fähigkeit selbständigen Studiums erbracht hat.

IV. Die theologischen Prüfungen.

Auch die Frage der theologischen Prüfungen, besonders der das theologische Studium abschließenden Prüfung, bedarf dringend der Erörterung. Zunächst konzentrieren sich alle die bisher aufgezeigten Schwierigkeiten des akademischen Studiums in diesem Examen. Denn in ihm soll nachgewiesen werden, was der Student gelernt hat und ob er eine entsprechende Ausbildung in der theologischen Wissenschaft erhalten hat. Die Entwicklung der theologischen Forschung kann nicht zurückgeschraubt werden. Daher ist es heute ungleich schwerer als vor 50 Jahren, den notwendig zu stellenden Anforderungen gerecht zu werden. Eine Forderung darf aber wohl als von allen Sachkundigen anerkannt bezeichnet werden: man muß das theologische Studium über das Triennium hinaus ausdehnen, wie ja

auch jetzt schon in Bayern acht Semester Studium gefordert werden, wovon zwei Philosophica sind. Es ist vollkommen unmöglich, die Studierenden in sechs Semestern in die Probleme des Studiums der Theologie so weit einzuführen, daß sie einen Begriff von der gegenwärtigen wissenschaftlichen Sachlage erhalten und sich darüber auch auszuweisen vermögen. Auch jetzt schon, ohne äußeren Zwang, studieren daher die meisten sieben Semester. Man wird aber im Interesse gründlicher Ausbildung als Mindestmaß acht Semester Studium fordern müssen, ehe die Meldung zum Abschlußexamen erfolgen kann.

Nun liegen die Dinge bei uns in Deutschland so, daß allgemein die Ablegung von zwei theologischen Prüfungen die Voraussetzung zum Eintritt in das geistliche Amt ist. In den meisten Landeskirchen erstreckt sich das erste theologische Examen über den gesamten wissenschaftlich-theologischen Stoff. Auf das zweite theologische Examen brauchen wir jetzt nicht oder nur bedingt einzugehen. Hinsichtlich der Handhabung dieses Examens bestehen größere Verschiedenheiten. Die Reformbestrebungen haben aber hier nicht mit gleicher Stärke eingesezt. Auch hat die Universität an ihnen nur mittelbares Interesse. Wenn die kirchlichen Behörden es auf ihre Weise ordnen, so werden sich die theologischen Fakultäten damit abfinden.

Wenn der Studierende die Universität verläßt, so soll er sich ausweisen über seine Kenntnisse im Alten Testament, dem Neuen Testament, der Kirchen- und Dogmengeschichte, der Systematischen Theologie, der Praktischen Theologie, sowie der Philosophie. Das sind die Hauptfächer, zu denen noch der eine oder andere Prüfungsgegenstand hinzukommt. In der Badischen Landeskirche wird nach sechs Semestern die Abschlußprüfung in den sogenannten wissenschaftlichen Fächern abgelegt, hierauf folgt nach einem zweisemestrigen Besuch des Praktisch-theologischen Seminars die Prüfung in den praktischen Fächern. In Hessen wird die Licentia concionandi nicht im ersten, dem Fakultätsexamen in Gießen, erteilt, sondern erst nach Ablegung des zweiten, des kirchlichen Examens. In Württemberg wird für die erste theologische Dienstprüfung eine „Vorprüfung“ vorgenommen, im sechsten oder siebenten Semester. Sie erstreckt sich auf ein oder zwei wissenschaftliche Fächer. In der Regel wird von den Kandidaten Altes Testament und Kirchengeschichte gewählt. Diese Vorprüfung behält ihre Gültigkeit aber nur dann, wenn der Kandidat die Hauptprüfung spätestens im achten Semester besteht, verliert sie also im gegenteiligen Falle.

Nach dem Kriege setzte das Verlangen nach Reform der ersten theologischen Prüfung mit großer Stärke ein. Wir haben ja darüber schon gehandelt. Namentlich wird jetzt vielfach eine Teilung der ersten Prüfung oder eine Zwischenprüfung nach der ersten Hälfte des theologischen Studiums gefordert. Dafür gibt es allerdings gewisse Analogien. In Dorpat, in der Schweiz, in Ungarn wird, im einzelnen in verschiedener Weise, der gesamte Prüfungsstoff geteilt. Man weist sich über denselben in einzelnen Etappen aus, zum Teil sogar in Semesterprüfungen, und soviel man hört, werden mit solchen Prüfungsordnungen gute Erfahrungen gemacht. Auch Baden ist mit seiner Teilung in die wissenschaftlichen und die praktischen Fächer wohl zufrieden. Dagegen wird die Württembergische Vorprüfung auch angefochten. Man kann ferner darauf verweisen, daß in der medizinischen Fakultät im Physikum auch eine Art Vorprüfung eingerichtet ist, wenngleich ja im Physikum nur die Kenntnis der Voraussetzungen für das eigentliche Studium der Medizin verlangt wird. In Österreich werden auch die zur Absolvierung des juristischen Studiums erforderlichen Prüfungen in mehreren Stadien abgelegt. Kurz, man konnte verstehen, daß in unserer Studentenschaft Gedanken der Reform des theologischen Prüfungswesens vertreten wurden und daß sie es als eine Entlastung empfinden würden, wenn man ihnen Gelegenheit gäbe, auch während der Studienzeit einmal Rechenschaft über das Gelernte abzulegen. Hören wir als akademische Lehrer doch immer wieder Klagen unserer Kandidaten, welche ins Examen kommen, daß sie ihr Studium falsch aufgebaut hätten. Das würde vermieden, wenn ihnen durch eine Zwischenprüfung eine feste Marschroute vorgeschrieben würde.

Da ich als damaliger Dekan die Vorbereitungen des Hallischen Fakultätstages zu treffen hatte, nahm ich daher als einen Punkt der Tagesordnung auf: Neuordnung des theologischen Prüfungswesens und schlug, um die mir immer wieder von Studenten vorgetragenen Wünsche zu ausgiebiger Erörterung zu bringen, vor, es möge verhandelt werden:

1. Über die Einführung eines Vorexamens in der Mitte des theologischen Studiums. In diesem Vorexamen würde etwa zu prüfen sein Kirchengeschichte und Geschichte der Philosophie, Übersetzen der Bibel im Urtext und Bibelfunde, eventuell auch Einleitung in das Alte und Neue Testament.

2. Die theologische Abschlußprüfung hätte Exegese und Theologie des Alten und Neuen Testaments, Dogmatik einschließlich Dogmen-

geschichte und Ethik zu umfassen. Ob Praktische Theologie in dieses Examen aufzunehmen sei, wäre gleichfalls zu beraten.

3. Es wäre ferner zu verlangen, daß nach Abschluß der Fakultätsstudien die Kirche die praktische Ausbildung der Theologen in die Hand nähme, über deren Gestaltung wir Vorschläge machen könnten. Dieser kirchlichen Ausbildung müßten alle Kandidaten unterworfen werden, die Predigerseminare wären umzugestalten; und den Abschluß der kirchlichen Ausbildung machte dann ein rein praktisch-theologisches Examen.

Als die Konferenz zu Stande kam, wurde auch über diesen Punkt der Tagesordnung beraten. Da war es sehr lehrreich, zu sehen, welche Stellung die Kollegen zu dieser Anregung nahmen. Die allgemeine Meinung wandte sich gegen die Einführung eines Zwischensexamens, und zwar aus verschiedenen und verschiedenartigen Gründen. Führe man es ein, so schwebte über dem Studium schon in den ersten Semestern der Druck des Examens. Das hindere aber die freie Entwicklung und gerade die Selbstständigkeit und den individuellen Aufbau des Studiums. Man schaffe damit Penalismus. Es sei aber gerade ein Vorzug der deutschen Universitätsbildung, daß dem einzelnen Freiheit gelassen sei. Das Zwischensexamen vermehre nur die so schon zahlreichen Examen. Die Studenten würden dann Jahre lang aus den Prüfungen nicht herauskommen. Erst Hebraicum und eventuell noch Latein und Griechisch, dann Zwischensexamen und Abschlußexamen. Eventuelle Promotionen würden das viele Prüfen noch grotesker erscheinen lassen. Lege man das erste Examen hinter das vierte Semester, so werde in diesen ersten Semestern für das Zwischensexamen gepaukt. Dann reichten aber zwei Semester nicht aus für die Vertiefung in den anderen Fächern. Kirchen- und Dogmengeschichte könnten in den ersten vier Semestern nicht absolviert werden. Im Alten und Neuen Testament zwei Prüfungen seien unsachgemäß. Die Studenten könnten dann keine Preisarbeit mehr machen. Die Freizügigkeit der Studenten werde durch das Zwischensexamen unterbunden, es sei denn — wozu vorerst wenig Aussicht bestehe — daß jedes an einer deutschen Fakultät abgelegte Examen überall auch in den andern Landeskirchen anerkannt werde.

Mit Nachdruck wurde ein allgemeiner Gesichtspunkt hervorgehoben. Man müsse von den Studenten verlangen, daß sie einmal das Ganze der Theologie überschauen und konzentrierten. Das sei für eine wirkliche Durchbildung durchaus erforderlich. Die Theologie sei keine Wissenschaft, bei der man mit einzelnen Teilen genug habe.

Es komme beim Examen auch auf den Totaleindruck an, den der Kandidat mache. Den gewinne man aber nicht, wenn ein Teil des Prüfungsstoffes vorweggenommen sei. So komme dann ein historisch Veranlagter im Hauptexamen in Nachteil, wenn Kirchengeschichte im Vorexamen bereits erledigt sei. Der Vertreter der Tübinger Fakultät erklärte sich auf grund der dort gemachten Erfahrungen entschieden gegen ein Zwischenexamen.

Auch über die Stellung der Praktischen Theologie innerhalb des eigentlichen Universitätsstudiums wurde verhandelt. Die Meinung ging überwiegend dahin, daß man sie nicht vom Universitätsstudium ausschließen solle, da die ganze Praktische Theologie nicht in das zweite theologische Examen zu legen sei. Auch nach Paul Drews gehöre sie, soweit sie historische und prinzipielle Theologie sei, in den ersten Teil des Studiums. Auch sollten homiletische und katechetische Übungen an der Universität verbleiben.

Alle diese Äußerungen geschahen selbstverständlich unverbindlich und waren persönliche Meinungen der zu dem Fakultätstag abgesandten Kollegen. Eine anders zusammengesetzte Konferenz hätte wahrscheinlich im einzelnen andere Ergebnisse gebracht. Nur hier und da konnte ausgesprochen werden, daß die betreffende Fakultät gleichfalls auf dem eingenommenen Standpunkt stehe. Immerhin ist aus den Äußerungen ersichtlich, daß an den deutschen theologischen Fakultäten wenig Stimmung für die Einführung eines Zwischenexamens sein wird.

Um so mehr drückt nun von neuem die große Schwierigkeit, wie man die theologischen Prüfungen, insbesondere die Abschlußprüfung des Universitätsstudiums, gestalten soll. Denn irgendwie muß hier Rat und Wandel geschaffen werden. Soll die theologische Fakultät auch weiterhin eine volle wissenschaftliche Ausbildung vermitteln und die Studenten in das weitläufige Gebiet der heutigen wissenschaftlichen Forschung einführen — und davon kann nach der einmütigen Ansicht der Vertreter aller theologischen Fakultäten nicht abgegangen werden —, so ist es doch unmöglich, in dem Abschlußexamen von jedem Studierenden den Nachweis der vollen Ausbildung in jeder einzelnen theologischen Disziplin zu verlangen. Weder die Veranlagung der Studenten noch die auf das Studium verwendete Zeit würden eine solche Forderung gerechtfertigt erscheinen lassen.

Daher wurde bereits auf dem Fakultätstag mehrfach eine Differenzierung der zu stellenden Anforderungen vorgeschlagen, ohne daß nach dieser Richtung hin bestimmte und greifbare Vorschläge gemacht

worden wären. Gerade über diesen Punkt scheinen mir nun die Meinungen geklärt werden zu müssen, wie auch der Fakultätstag durch einen dort gefaßten Beschluß zum Ausdruck gebracht hat. Ich möchte daher die nachfolgenden Vorschläge zur Erörterung stellen, in der Hoffnung, daß wir dadurch in der schwierigen Frage etwas weiter kommen.

Wir haben bereits in der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen die Unterscheidung zweier Stufen, der Oberstufe und der Mittelstufe. Der Kandidat muß — wenn wir jetzt absehen von der pädagogischen Prüfung und der Prüfung in Philosophie —, zum Zweck der Erwerbung eines Oberlehrerzeugnisses der Prüfungsordnung entsprechen in zwei Lehrgegenständen als Hauptfach (Oberstufe) und einem Gegenstand als Nebenfach (Mittelstufe). Diese Ordnung könnte eine gewisse Analogie für die Neuordnung der theologischen Kandidatenprüfung darbieten. Man könnte sieben theologische Prüfungsfächer unterscheiden: 1. Altes Testament, 2. Neues Testament, 3. Kirchengeschichte, 4. Dogmengeschichte und Symbolik, 5. Dogmatik, 6. Ethik, 7. Praktische Theologie. Weitere Fächer wie Kirchenrecht oder Pädagogik oder Bibelfunde lassen wir mit Absicht jetzt außer Betracht. Sie wären in die Differenzierung nicht einzubeziehen. Philosophie bleibt selbstverständlich auch als Prüfungsfach bestehen. Es scheint mir aber nicht angezeigt, auch sie mit zu differenzieren, da die philosophischen Studien nicht an der theologischen Fakultät gemacht werden. Nicht jedoch können wir zustimmen, wenn die Berliner studentischen Thesen verlangen, daß die Religionsgeschichte und Sozialwissenschaft als Prüfungsfächer eingeführt werden, aus den schon entwickelten Gründen.

Nun sollte man jedem Kandidaten freistellen, von diesen Prüfungsfächern drei anzugeben, in welchen er eine vertiefte Ausbildung erhalten hat. In diesen wäre er dem entsprechend zu prüfen, was in den Vorlesungen und Übungen der betreffenden Disziplin wirklich dargeboten worden ist, in den anderen Fächern würden die Anforderungen auf ein geringeres Maß zurückzuschrauben sein, aber es müßten bestimmte Angaben gemacht werden, was in dem einen und dem andern Falle verlangt wird. Diese Forderungen wären von den theologischen Fakultäten im Einvernehmen mit den Kirchenregierungen aufzustellen. Ein Organ für eine solche Möglichkeit und auch für gleichartige Ausgestaltung ist insofern in der Bildung begriffen, als der Hallische Fakultätstag beschlossen hat, dahin zu wirken, daß diese Einrichtung des Fakultätstages eine dauernde wird und daß er sich alljährlich versammelt.

Auf die vorgeschlagene Weise würde der individuellen Veranlagung wie dem besonderen Studiengang der Kandidaten Rechnung getragen werden. Wer historisch veranlagt ist, nimmt ein historisches Fach, der sprachlich Veranlagte das Alte Testament, der Systematiker Dogmatik. Eins der drei Hauptfächer müßte in jedem Falle das Neue Testament sein. Denn da es sich um den Nachweis der wissenschaftlichen Ausbildung in der christlichen Theologie handelt, muß in jedem Falle in der grundlegenden Disziplin, im Neuen Testament, ausgiebig geprüft werden. Drei, nicht zwei solcher Hauptfächer glaube ich vorschlagen zu sollen, weil die Basis eine zu schmale sein würde, wenn ein Kandidat nur im Neuen Testament und beispielsweise in der Kirchengeschichte eine wirkliche Durchbildung erfahren hätte. Im Alten Testament müßte jeder Kandidat eine gewisse Kenntnis des hebräischen Textes nachweisen.

In der Konsequenz der eben ausgesprochenen Gedanken liegt eine weitere Forderung. Es muß in viel stärkerem Maße, als es bisher der Fall ist, die Möglichkeit der Kompensation gegeben werden. Hervorragende Leistungen in einer Disziplin müssen im Stande sein, Lücken und Mängel der Ausbildung in anderen Fächern zuzudecken oder auszugleichen. In dieser Hinsicht muß man den theologischen Prüfungskommissionen größere Vollmachten geben. Es liegt eine Ungerechtigkeit in der Ordnung, daß bei einem oder zwei „ungenügend“ ein Kandidat fallen muß, während er in anderen Fächern Gutes geleistet hat. Mehr ins Einzelne gehende Vorschläge möchte ich jetzt vermeiden, da in den einzelnen Landeskirchen die Handhabung des Examins zu verschieden ist.

Eine weitere Forderung ist die, daß für die Kandidaten eine Möglichkeit geschaffen wird, die wissenschaftlichen Leistungen während des Studiums bei der Ablegung des Examins angerechnet zu erhalten. Dabei denke ich besonders an die in den Seminaren gelieferten wissenschaftlichen Arbeiten. Hier geben bereits die vom preußischen Oberkirchenrat für Kriegsteilnehmer bewilligten Erleichterungen einen Fingerzeig. Es sollte die Bestimmung allgemein getroffen werden, nicht, daß die Einlieferung einer theologischen Seminararbeit von der Anfertigung einer wissenschaftlichen Prüfungsarbeit entbinde, wohl aber, daß diese Vergünstigung gegeben werde, wenn die betreffende Arbeit über das Mittelmaß, also über „genügend“ hinausragt. Man könnte zweifelhaft sein, ob man die Seminararbeiten nicht für die Examensklausuren in Anrechnung bringen könnte. Allein die Klausuren haben andern Charakter. In der wissenschaftlichen

Prüfungsarbeit soll der Kandidat den Nachweis bringen, daß er im Stande ist, ein theologisches Problem zu bearbeiten. Eben dies ist aber auch die Aufgabe, welche wir mit den Seminararbeiten stellen. Hat also ein Student den Nachweis voll erbracht, so liegt meines Erachtens kein Bedenken vor, ihn von einer entsprechenden Prüfungsarbeit zu entbinden.

Die Klausuren wird man nicht ganz abschaffen können. In ihnen soll gezeigt werden, daß der Kandidat im Stande ist, in einer bestimmt bemessenen Frist ein begrenztes Thema aus einem ihm als geläufig vorausgesetzten Gebiete der theologischen Wissenschaft zu bearbeiten. Aber wenn das in zwei — immer wieder wechselnden — Disziplinen nachgewiesen ist, so erscheint das genug. Mehr Klausuren scheinen mir eine überflüssige Belastung.

Als weiterer Gesichtspunkt darf wohl ausgesprochen werden, daß man das erste theologische Examen von allem Stoff entlasten sollte, welcher Gegenstand der zweiten Prüfung ist, also von einem großen Teile des in der Prüfung über Praktische Theologie Nachzuweisenden.

Man könnte daran denken, die Abschlußprüfung in Etappen oder Stationen ablegen zu lassen, wie etwa das medizinische Staatsexamen, so daß es sich über eine Frist von 6—8 Wochen erstrecken würde. Daraus würden sich freilich erhebliche praktische Schwierigkeiten für die Prüfungskommissionen ergeben, die nicht überall leicht zu beheben sein werden. Namentlich aber aus einem andern Grund scheint mir die angegebene Regelung wenig glücklich. Die theologische Wissenschaft ist eine Einheit, ein wohlgefügtter Organismus. Daher muß verlangt werden, daß sich der Kandidat einmal über das Ganze der theologischen Wissenschaft auf einmal ausweise und man so eine Vorstellung bekommt, inwieweit er einen Begriff von der Theologie als Wissenschaft gewonnen hat.

Allem über das Studium und das Prüfungswesen Gesagten liegt nun freilich eine bisher unausgesprochene Voraussetzung zugrunde, über die noch gehandelt werden muß. Ihre Annahme würde gleichfalls eine Veränderung der zur Zeit wenigstens in der Hauptsache bestehenden Ordnungen mit sich führen. Aber man muß auch diesen Wunsch mit allen Nachdruck zur Geltung bringen. Es sollten nämlich die theologischen Fakultäten mit der Abnahme der Abschlußprüfung des Universitätsstudiums betraut werden.

Die theologischen Prüfungen sollen die Berechtigung zur Verwaltung des geistlichen Amtes geben. Daher liegen sie in der Hand

der kirchlichen Behörden oder solcher Organe, welche von diesen mit der Abhaltung der Prüfung beauftragt worden sind. Denn die Kirche muß die Kontrolle darüber ausüben, ob diejenigen, welche sie zum Pfarramt beruft, auch die Eignung dafür besitzen. Infolgedessen wird auch niemand daran denken, eine Änderung darin herbeiführen zu wollen, daß die zweite theologische Prüfung, auf Grund deren die Berechtigung zur Anstellung im geistlichen Amt erteilt wird, bei den Konsistorien abgelegt wird.

Anderes liegt aber die Sache hinsichtlich des Kandidatenexamens. Denn in diesem ist der Hauptzweck der Nachweis des erfolgreich zurückgelegten Universitätsstudiums, d. h. der Erwerbung des für das geistliche Amt notwendigen wissenschaftlichen Rüstzeugs. Ist die Kirche damit einverstanden, daß ihre zukünftigen Geistlichen ihre Ausbildung an den staatlichen theologischen Fakultäten erhalten, so sollte sie daraus auch die Folgerungen ziehen und denjenigen, welche die theologische Wissenschaft dort vertreten, das Urteil darüber überlassen, ob das Ziel erreicht ist oder nicht. Wir berufen uns wiederum auf das in den vorigen Kapiteln Ausgeführte. Eine eigentliche Fachkenntnis haben heute nur diejenigen, welche mitten in solchen Studien stehen. Nun gibt es gewiß auch überall in den Landeskirchen Konsistorialräte und Geistliche, welche auf theologischem Gebiete weiter arbeiten und Fachkenntnisse, vollwertige wissenschaftliche Kenntnisse besitzen. Aber man darf getrost behaupten, daß eine an einem Konsistorium aus Räten und Geistlichen zusammengesetzte Kommission an Beherrschung der theologischen Probleme in der Regel einer aus den Fakultätsmitgliedern bestehenden Kommission nicht gleichkommt. Es gehört schon eine souveräne Beherrschung des betreffenden Stoffes dazu, um eine jedem Kandidaten gerecht werdende Prüfung abzuhalten. Wenn sich dagegen der Examinator selbst erst auf gewisse Gebiete, die er prüfen will, vorbereiten muß, so können sich für die Examinanden und auch für den Examinator unerfreuliche Situationen in der Prüfung ergeben.

Wir wissen ganz gut, daß auch nicht jeder Professor zu examinieren und dem Kandidaten gerecht zu werden versteht, oder daß er in Gefahr ist, als Spezialist auf seinem Gebiete zu viel zu verlangen. Mancher Professor hat auch seine Stiefenpferde, auf denen er zu reiten pflegt, und das haben die Kandidaten sehr bald heraus und richten sich darnach ein.

Über alles in allem genommen ist die theologische Fakultät, bzw. eine Kommission, welche überwiegend aus den Mitgliedern der Fakultät besteht, die gewiesene Prüfungskommission.

Bei uns in Halle ist das so. In der Provinz Sachsen hat die Prüfungskommission für das Examen pro licentia concionandi ihren Sitz bei der Universität Halle. Der evangelische Oberkirchenrat ernennt die ordentlichen Professoren der theologischen Fakultät, auch außerordentliche Professoren, zu Mitgliedern dieser Prüfungskommission, deren Vorsitzender dasjenige Mitglied der Fakultät ist, welches zugleich als ordentliches Mitglied dem Konsistorium der Provinz Sachsen angehört. Außerdem sind Mitglieder zwei von der Provinzial-synode delegierte Geistliche der Provinz. Ähnlich ist es noch in zwei anderen preussischen Provinzen. Für die Provinz Hessen-Nassau wird die erste theologische Prüfung vor der theologischen Fakultät in Marburg abgelegt, ergänzt durch ein vor dem Generalsuperintendenten zu leistendes Tentamen, in Ostpreußen vor einer Prüfungskommission, welcher angehören der Generalsuperintendent als Vorsitzender, abwechselnd ein Mitglied des Konsistoriums und sämtliche vom Oberkirchenrat zu Mitgliedern der Prüfungskommission ernannte Glieder der theologischen Fakultät zu Königsberg. Auch im Königreich Sachsen wird die erste theologische Prüfung bei der theologischen Fakultät in Leipzig abgelegt. Vorsitzender dieser Prüfungskommission ist der Vizepräsident (geistliche Präsident) des Landeskonsistoriums. Eigenartig ist die Ordnung in Hessen (Gießen). Dort finden an den vier Fakultäten, also auch an der theologischen, die Abschlußexamina des Universitätsstudiums statt. Dann folgt unmittelbar für die Theologen das obligatorische Predigerseminar. Nach dessen Absolvierung in einem einjährigen Kursus wird das zweite theologische Examen abgelegt. Das Bestehen des ersten Examens gibt dort nicht die Erlaubnis zum Predigen, da die Studierenden auf der Universität noch nicht Übungen oder Seminare auf dem Gebiet der Praktischen Theologie durchgemacht haben.

Die von uns gewünschte Einrichtung wird sich nur dann erreichen lassen, wenn die Kirche Vertrauen zu den theologischen Fakultäten, wie sie sind, zu fassen im Stande ist. Ein solches Vertrauensverhältnis mag in der Vergangenheit nicht immer und nicht überall bestanden haben. Aber die gegenwärtige Lage erfordert es meines Erachtens gebieterisch.

Hätte der von der Revolution entfesselte Ansturm gegen die christliche Religion dazu geführt, die theologischen Fakultäten aus dem Verbands der Universitäten auszuschneiden, so hätten ohne Frage die Universitäten selbst Schaden gelitten, ja, sie wären ein Torso geworden. Aber auch die Kirche hätte durch eine solche Maßnahme zu leiden

gehabt. Sie kann nicht wünschen, daß die Zeiten des Kaisers Julian wiederkehren, sondern muß Wert darauf legen, daß die christliche Theologie auf der Höhe der Universitätswissenschaft stehen bleibt, daß sie die innere Beziehung zur Philosophie, Philologie, Geschichte und anderen Wissenschaften aufrechterhält, und daß die zukünftigen Geistlichen nicht in klösterlicher oder seminaristischer Enge heranwachsen, sondern ihre Ausbildung auch weiterhin in der freien Luft der deutschen Universitäten erhalten. Auch die Lage der christlichen Theologie ist nun einmal so, daß nicht nur die kirchliche Richtung, sondern auch die kritische Betrachtung Daseinsberechtigung hat, und daß ihr wissenschaftlicher Anspruch, die richtige Betrachtung zu sein, geprüft werden muß. Nur in einem freien Ringen der theologischen Richtungen, in einem unbehinderten Geisteskampf, kann das Maß der Wahrheit, welches hier oder dort liegt, herausgestellt werden. Diesen Tatbestand haben die Kirchen praktisch längst anerkannt, indem sie die heranwachsenden Theologengeschlechter ungehindert auf den deutschen theologischen Fakultäten, wo dieser Geisteskampf wogt, und wo die kritische Theologie erheblichen Einfluß hat, haben studieren lassen. Jetzt, nachdem das Summepiskopat gefallen ist, in welchem doch wenigstens in Personalunion der Ernennende sowohl oberster Bischof wie Landesherr war, werden die Ministerien keine kirchlichen, sondern lediglich wissenschaftliche Gesichtspunkte bei der Berufung der theologischen Professoren entscheiden lassen. Der Kirche wird aber nichts übrig bleiben, wenn sie auch selbst die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Ordnung wünscht, als sich mit diesem Zustand abzufinden. Dann ist abermals Vertrauen zu den theologischen Fakultäten erforderlich und die berechtigte Hoffnung, daß durch die Auseinandersetzung der theologischen Richtungen die Kirche in ihrem Lebensbestande nicht bedroht wird. Man kann auch den heranwachsenden Theologen nicht ersparen, daß sie in das Wogen dieses Ringens hineingezogen werden. Nur so werden sie recht ausgerüstet für das geistliche Amt, in welchem ja doch alle jene Probleme gebieterisch Antwort verlangen.

Daher muß man wünschen, daß sich die Kirche entschließen möchte, auch ihrerseits alle diese Tatsachen hinzunehmen und die Folgerungen daraus zu ziehen. Man lasse die Theologiestudierenden die Universitätsbildung durchlaufen und lasse auch die Abschlußprüfung von denjenigen abnehmen, welche allein dazu in vollem Sinne im Stande sind. Werden doch auch die Philologen am Ende ihrer Studien von einer rein wissenschaftlichen Kommission geprüft. Auf dem Fakultätstag war es die

einnütige, zum Teil sehr nachdrücklich geäußerte Meinung aller Vertreter, es liege im Interesse aller Beteiligten, daß die Kirche das erste theologische Examen als Abschlußprüfung des wissenschaftlichen Studiums in die Hand der theologischen Fakultäten lege. Ebenso verlangen die Berliner studentischen Thesen, daß das erste theologische Examen vor der Fakultät abgelegt werde. Professoren und Studenten stimmen in dieser Frage überein.

Dann aber, nach diesem wissenschaftlichen Examen, ist die Zeit gekommen, daß die Kirche die Kandidaten selbst in ihre Pflege nimmt und ihnen diejenige praktische und kirchliche Ausbildung gibt, welche sie für nötig findet. Gibt es Landes- oder Provinzialkirchen, welche zu ihrer Fakultät nicht das volle Vertrauen haben, so hätten sie dann die Möglichkeit, auf die Kandidaten in dem ihnen erforderlich erscheinenden Sinne einzuwirken.

Es geht über den Rahmen dieser Schrift hinaus, Vorschläge auch für die Um- und Neugestaltung der praktischen Ausbildung der zukünftigen Geistlichen und des zweiten theologischen Examens zu machen. Auch liegen in dieser Hinsicht in den einzelnen Landeskirchen die Verhältnisse so verschieden, daß wohl schwerlich eine gleichartige Gestaltung zu erreichen ist. Jede Landeskirche wird nach wie vor diese Dinge entsprechend ihren besonderen Bedürfnissen gestalten. Ferner hängt die Art des zweiten theologischen Examens auch davon ab, wie viel von den gemachten Vorschlägen aufgenommen und in die Wirklichkeit umgesetzt wird.

Dennoch müssen wir auf einige Gedanken, die auch das zweite theologische Examen betreffen, noch eingehen, weil es sich dabei auch um die Abgrenzung des Stoffes des Universitätsstudiums und des Kandidatenexamens handelt. Wir meinen hauptsächlich die Frage, wie es sich mit dem Studium der Praktischen Theologie verhält, ob es ganz oder nur teilweise der Universität zuzuweisen ist oder ob man es den Predigerseminaren vorzubehalten hat. Auf dem Fakultätstag ist diese Frage auch berührt worden, wie bereits ausgesprochen worden ist. Ferner habe ich es nicht unterlassen, die Beratung meines hiesigen Kollegen D. Eger einzuholen, die mir wegen seiner reichen Erfahrung in seinen amtlichen Stellungen, insbesondere am Predigerseminar in Friedberg, wertvoll war.

Hinsichtlich der Einordnung der Praktischen Theologie innerhalb des Studiums und der Ausbildung der zukünftigen Geistlichen möchten wir in der Hauptsache drei verschiedene Arten unterscheiden. Die

erste ist die Badener Ordnung, wonach das Studium der Praktischen Theologie begonnen wird erst nach Abschluß der Studien und des Examens in den sogenannten wissenschaftlichen Disziplinen. Die Kandidaten bleiben in der Universitätsstadt während des Besuchs des Praktischen Seminars, weil sich dasselbe gleichfalls in Heidelberg befindet. Nach Absolvierung des Lehrgangs dieses Seminars wird das zweite theologische Examen gemacht, welches die Befähigung zum geistlichen Amte vermittelt. Die zweite Art ist die hessische Ordnung, wonach der prinzipielle und historische Teil der Praktischen Theologie dem Universitätsstudium zugewiesen ist, aber die weiteren Gebiete der Praktischen Theologie auf dem für jeden Kandidaten obligatorischen Predigerseminar behandelt werden, wo auch die praktische Ausbildung in Homiletik, Katechetik usw. erfolgt. Die dritte Ordnung, welche im einzelnen mannigfachen Varianten unterliegt, wollen wir kurz die preussische nennen, wonach beide Teile der Praktischen Theologie auf der Universität vorgetragen werden und Gegenstand der ersten Prüfung sind, in welcher auch bereits Befähigung in Predigt und Katechese nachgewiesen werden muß, da in dieser Prüfung die *Licentia concionandi* erworben wird. Die Predigerseminare sind in Preußen nicht obligatorisch.

Welcher dieser drei Typen ist nun wohl der bewährteste und empfehlenswerteste?

Die Badische Einrichtung hat für sich, daß die gesamte Ausbildung der Theologen, bis sie ins geistliche Amt treten, eine einheitliche, in sich geschlossene und organisch aufgebaute ist. Das kommt auch darin zum Ausdruck, daß alle einzelnen Stadien der Ausbildung in der gleichen Stadt zurückgelegt werden. Andererseits lassen sich auch Bedenken erheben, ob diese Einrichtung vorbildlich ist. Nach Beendigung des Universitätsstudiums ist es gut, wenn die Kandidaten aus der akademischen Luft hinweggenommen und unter andere, speziell kirchliche Einflüsse gestellt werden. Sie sollen nunmehr direkt für den geistlichen Beruf vorbereitet werden. Da ist eine Veränderung des Ortes ihrer Ausbildung durchaus angezeigt. In der Universitätsstadt wird es doch nicht zu vermeiden sein, daß sie auch weiterhin in akademische Interessen, Verbindungsangelegenheiten und dergleichen stärker hineingezogen werden als wünschenswert ist. Ferner aber wird in Baden das zweite Examen abgelegt, ohne daß sich der Kandidat vorher praktisch im kirchlichen Dienst betätigt hat. Das scheint mir auch nicht der wünschenswerte Zustand.

Gegen die hessische Einrichtung spricht die wenig glückliche Teilung der Praktischen Theologie in zwei Hälften, von der die eine an der Universität, die andere im Predigerseminar vorgetragen wird. Daraus kann kaum ein anderer Zustand folgen als der, daß während des Universitätsstudiums das Interesse für die Praktische Theologie gering ist. Das ist aber bedauerlich. Denn in der Praktischen Theologie wird, wenn auch theoretisch, dasjenige behandelt, was im geistlichen Amt täglich an die Studierenden herantreten wird. Es wäre zu wünschen, daß gleich die erste Berührung mit diesen Problemen die Studierenden auf das stärkste in Anspruch nimmt. Auf dem Fakultätstag wurde auch mit Nachdruck ausgesprochen, daß es nicht zu begrüßen sei, wenn man die homiletischen und die catechetischen Übungen aus dem Fakultätsstudium ausschide. Das ist sehr begreiflich. Denn von dieser Einrichtung hängt es ab, daß schon das erste Examen die Erlaubnis zum Predigen vermittelt. Das möchte aber doch wohl bei uns auch in Zukunft beizubehalten sein. Mir scheint es nicht richtig, wenn erst das zweite Examen die Predigerlaubnis erteilt und zugleich die Berechtigung zur Verwaltung des geistlichen Amts. Auch der direkte Übergang von der Universität zum Predigerseminar und erst von da aus zur Betätigung im geistlichen Amt erweckt Bedenken. In Baden sowohl wie in Hessen ist freilich die Einrichtung der nach dem zweiten Examen noch nicht definitiv angestellten Vikare getroffen worden, so daß noch eine Erprobung nach Ablegung dieses Examens möglich ist. Aber trotzdem entfallen damit die Bedenken noch nicht. Sollte es nicht vorzuziehen sein, daß nach dem Abschluß des Universitätsstudiums der Kandidat nun erst einmal seine Schwingen regt und praktisch-kirchliche Aufgaben gestellt erhält, ehe seine Ausbildung zu dem im zweiten Examen nachzuweisenden relativen Abschluß gelangt? Das dürfte auch in psychologischer Hinsicht der empfehlenswerte Weg sein. Denn es pflegt in jenem Lebensalter bei den jungen Männern, welche die höheren Schulen und die Universität durchlaufen, der Drang nach einer beruflichen Aufgabe und Wirksamkeit sich mächtig zu regen.

So kämen wir zur Beurteilung der „preussischen“ Ordnung. Sie vermeidet einige der erhobenen Bedenken, indem sie auch in der gesamten Praktischen Theologie während des Universitätsstudiums die grundlegende Vorbildung gibt und die Kandidaten nach dem ersten theologischen Examen zunächst der weiteren kirchlichen Ausbildung zuführt. Als ein Mangel muß es aber bezeichnet werden, daß diese Ordnung eine Durchbildung aller Kandidaten auf einem Prediger-

seminar nicht vorsieht. Nur ein Teil der Kandidaten besucht in Preußen die Predigerseminare, und zwar sind es in der Regel solche, welche im Kandidatenexamen gute Zeugnisse erworben haben. Das ist gewiß nicht der ideale Zustand. Denn ist die Ausbildung in Predigerseminaren erforderlich, so haben sie diejenigen erst recht nötig, welche im Kandidatenexamen weniger gut abgeschnitten haben. Der sechswöchentliche Seminarkurs, den der Unterrichtsminister, weil der aufgehobenen Ortsschulinspektion wegen ein Bedürfnis dazu nicht mehr vorliegt, hat in Wegfall kommen lassen, war auch eine unzureichende Einrichtung. In den sechs Wochen wurde für die schultechnische und pädagogische Ausbildung nur wenig erreicht. Auch mit dem noch bestehenden Lehrvikariatsjahr werden vielfach nicht die gewünschten Erfahrungen gewonnen.

Daher darf wohl der Vorschlag gemacht werden, daß nach dem ersten theologischen Examen zunächst eine praktisch-kirchliche Arbeit vorgeschrieben werde. Meines Erachtens brauchte man sogar nicht davor zurückzuschrecken, den Kandidaten die Verwaltung einer kleineren Gemeinde unter der Anleitung oder Aufsicht eines bewährten Geistlichen zu übertragen. Aber auch wenn man das für untunlich oder nicht als allgemein empfehlenswert ansehen sollte, gibt es praktisch-kirchliche Aufgaben genug, mit welchen die Kandidaten betraut werden könnten. Diese Zeit der praktischen Einführung wäre auf ein Jahr zu bemessen. Dann aber hätte ein obligatorischer einjähriger Kursus an einem kirchlichen Predigerseminar zu folgen. Bei dieser Ordnung würden die Kandidaten bei ihrem Eintritt in das Predigerseminar in viel besserer Weise für die praktische Ausbildung aufgeschlossen sein, welche die Kirche ihnen für die Verwaltung des geistlichen Amtes zu geben hat. Exegese und Dogmatik haben sie dann schon unter dem Gesichtspunkt kennen gelernt, unter welchem diese Disziplinen für die Praxis zu verwerten sind. Damit sind ihnen die an die Schrift und die Glaubenslehre anknüpfenden Fragen in eine neue Beleuchtung gerückt, und diese Arbeit muß das Predigerseminar aufnehmen. Die Probleme des praktischen Amtes haben begonnen, sich ihrem Verständnis zu erschließen. Ihre Ausbildung in Pädagogik und Didaktik, insbesondere für den Religionsunterricht, müßte in diesem Seminarjahr erfolgen. Während dieser Zeit wäre auch die Vorlesung über Pädagogik durchaus am Platze.

Der Ort für das Predigerseminar müßte eine Stadt sein, wo ausreichende Möglichkeit der Ausbildung gerade auch nach der pädagogischen Seite hin geboten würde. Man möchte unsern Predigt-

amtskandidaten wünschen, daß sie verpflichtet werden könnten, ein Jahr lang im Volksschuldienst tätig zu sein. Das wird sich praktisch freilich wohl kaum durchführen lassen, auch wenn man die Predigerseminare in Orte verlegt, wo auch ein Lehrerseminar ist. Aber für die Predigerseminare sollten unbedingt nur solche Orte gewählt werden, wo auch für die praktisch-didaktische Ausbildung der Kandidaten namentlich im Religionsunterricht ausreichend gesorgt werden kann.

Dr. De. ne
erschien

J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig:

Theologie des Neuen Testaments

Dritte, neu bearbeitete Auflage.

Mit Namen-, Stellen- und Sachregister.

(XV, 585 Seiten.) 1919. M. 23 —; geb. M. 26.50

Kein Feuerungszuschlag des Verlages; 20 % des Sortiments.

Die dritte Auflage unterscheidet sich von den beiden ersten Auflagen nicht unwesentlich. Geblieben ist der Grundcharakter des Buches, welcher ihm einen so schnellen Eingang in die wissenschaftlich interessierten, theologisch fortarbeitenden Pfarrerkreise und in die theologische Studentenvelt verschafft hat. Diese „Theologie“ ist ein Lehrbuch, in welchem der Leser eine übersichtliche Orientierung über den gegenwärtigen Standpunkt der Forschung an den großen theologischen Problemen des Neuen Testaments findet. Überall ist es das Bestreben des Verfassers, den neutestamentlichen Stoff so vor dem Leser zu entfalten, daß dieser vor allem die geschichtlich-biblische Überlieferung kennen lernt, welche der theologischen Beurteilung unterliegt.

Die neue Auflage führt nicht, wie die zweite, den Entwicklungsgang: Jesus, Paulus, Johannes vor, sondern trägt der Erkenntnis Rechnung, daß Johannes doch auch das Evangelium selbst darbietet, welches man meist nach der Synopse zu erheben pflegt. Es ist jetzt also alles dasjenige aus Johannes in die Darstellung der Verkündigung Jesu aufgenommen worden, was der synoptischen Lehre parallel geht oder zu ihrer notwendigen Ergänzung dient. Am Schluß wird dann aber auch noch eine zusammenhängende Darstellung der johanneischen Theologie geboten. Im einzelnen sind zahlreiche Probleme teils neu gearbeitet, teils umgestaltet worden. Es seien genannt die Kapitel über Jesu Berufsbewußtsein, die Ethik Jesu, die Entstehung des ältesten Christusglaubens, die neutestamentliche Eschatologie. Ferner ist die Lehre des Paulus in vieler Hinsicht neu gestaltet worden; von der Erkenntnis aus, daß durchweg des Apostels theologische Gedanken im Evangelium wurzeln und auf Jesus zurückführen.

Prospekt mit ausführlichem Inhaltsverzeichnis kostenfrei